Der

Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang IV. Januar, 1851. Nro. 1.

Vorwort.

Das Jahr 1850.

Mit dem Jahre 1850 ist zugleich die erste Hälfte dieses Jahrhunderts zu Grabe gegangen. Ein vielbewegter, ereignißvoller Abschnitt der neueren Geschichte! Die glänzenden Siege und der tragische Sturz des genialsten Kriegshelden seit Julius Cäsar, die Schlachten von Marengo, Hohenlinden, Austerlitz, Jena, Wagram, an der Moskwa, zu Leipzig und Waterloo, die Vernichtung des deutsch römischen Kaiserreichs, die Gründung des deutschen Bundesstaats, die Restauration und der abermalige Sturz der Burbonen, die französische Julirevolution mit ihren zahllosen Zuckungen, die Gründung constitutioneller Verfassungen, die Verbreitung liberaler und communistischer Doctrinen, aber auch die völlige Unterjochung Polens, das Steigen der größten despotischen Macht in der alten Welt; auf der westlichen Hemisphäre das noch raschere und durchaus friedliche Wachsthum der freisten Republik, dieser Zufluchtsstätte aller guten und schlimmen Kräfte Europa's, dieses Landes der wahren Zukunft angloger-manischer Cultur; — in der Wissenschaft eine Reihe gigantischer Systeme der Philosophie, die ausgedehntesten und gründlichsten Forschungen in allen Gebieten der Philologie, Länder- und Völkerkunde, ein enormer Aufschwung aller Zweige der Naturwissenschaften, die daraus hervorgehenden Erfindungen der Dampfschiffe, Eisenbahnen, des magnetischen Thelegraphen mit ihren unberechenbaren Einflüssen auf Handel und Verkehr, auf die der Zeit und dem Raume spottende Verbindung der entlegensten Theile der Erde; — in der Kirchengeschichte die Wiederbelebung des Protestantismus und Katholicismus, die Unionsversuche und erneuerten confessionellen Streitigkeiten, die Gründung der Bibel-, Tractat- und Missionsgesellschaften mit ihrem die ganze Heidenwelt umspannenden Netze von Stationen christlicher Civilisation, selbst bis über die durch englische Kanonen gesprengten Mauern des chinesischen Riesenreiches hinaus, großartige Schöpfungen und Forschungen einer evangelischen Theologie auf dem Felde der Exegese, Historie, Dogmatik und Moral, daneben aber auch die Ausbildung des wissenschaftlichen und praktischen Unglaubens bis zur äußersten

Sitze des Pantheismus und Atheismus, die schnelle Verbreitung romanisirender Tendenzen im protestantischen England, die steigende Verwirrung in allen Theilen der Christenheit: — diese und so viele andere Thaten und Ereignisse füllen die Annalen der ersten fünf Decennien des achtzehnten Jahrhunderts!

Und was ist nicht Alles bloß in die beiden letzten Jahre seit dem Ausbruch der französischen Februarrevolution zusammengedrängt! Der Sturz der orleanistischen Dynastie und die darauf mit Blitzesschnelle erfolgte Erschütterung fast aller europäischen Throne, mit Ausnahme des russischen und englischen, die Flucht selbst des Papstes, die kurze Willkührherrschaft eines ausschweifenden, sich selbst überstürzenden Radicalismus, dann die rasch aufeinanderfolgenden Siege der Reaction, die glückliche Ueberwindung des Socialismus durch den zum Präsidenten der französischen Republik erhobenen Napoleoniden, der italienischen, böhmischen und ungarischen Nationalerhebung durch das sich wieder ermannende Oestreich mit Hülfe russischer Waffen, des badischen Aufstandes durch preußische Truppen, die Zurückführung des Oberhirten der römischen Christenheit unter dem Schutze gallischer Bajonette, die fruchtlosen Versuche zur Wiederherstellung deutscher Einheit, die steigende Spannung zwischen Preußen und Oestreich, die heldenmüthige Erhebung der Schleswig-Holsteiner zur Wahrung ihrer Nationalität und alten Rechte gegen dänische Uebergriffe, der Ausbruch eines gesetzlichen Widerstandes in Churhessen gegen die Willkührmaaßregeln einer schon wieder übermüthig gewordenen Reaction, die stolze, siegesgewisse Haltung des slavischen Czaren inmitten all dieser Wirren; — dann in Amerika die glückliche Beendigung des mexikanischen Krieges, die Annexation von Californien, die Entdeckung seiner Goldminen, die Vorbereitung zu großartigen Revolutionen in der Handelswelt durch die Verbindung des atlantischen und stillen Oceans, die stürmischen Debatten einer ungewöhnlich langen Congreßsitzung über die Sklavenfrage, der endliche Triumph der Maaßregeln eines erleuchteten Patriotismus über sectionelle Parteiinteressen und zur einstweiligen Erhaltung dieses großen und freien Völkerbundes: — dieß ist nur ein flüchtiger Ueberblick über die hervorragendsten Erscheinungen, die vor unser Aller Augen seit dem 24sten Februar 1848 wie in Einem Athemzuge vorbeigeflogen sind.

Seit dem Sturze der Revolution ist nun zwar fast in allen Theilen Europas eine verhältnißmäßige Ordnung und Ruhe hergestellt. Aber es wird wohl nicht lange anstehen, bis der unterirdisch fortglühende Vulkan wieder ausbricht. Dem Jahrhundert liegen Aufgaben vor, zu welchen die bisherigen Ereignisse vielleicht nur das Vorspiel bilden. Es ist zwar weder klug noch bescheiden, den Schleier der Zukunft lüften zu wollen und sich in Speculationen über die geheimen Pläne der Vorsehung einzulassen. Doch können wir nicht verhehlen, daß wir, trotz unseres unerschütterlichen Vertrauens in die Vernünftigkeit der Geschichte und in den Fortschritt der Civilisation im Allgemeinen, uns keinen sanguinischen Hoffnungen über die nächste Zukunft Europas und speciell des deutschen Vaterlandes hingeben können. Die Amerikaner glauben der Mehr-

zahl nach, wenn man ihre politische und kirchliche Zeitungsliteratur für den getreuen Ausdruck der öffentlichen Meinung zu nehmen berechtigt ist, an den endlichen und baldigen Triumph ihrer bürgerlichen und religiösen Freiheitsideen in der ganzen Welt und haben daher die Revolutionen der letzten Jahre mit fast allgemeinem Jubel begrüßt. Es fragt sich aber, ob die europäischen Staaten nicht längst die Grenzlinie überschritten haben, innerhalb welcher z. B. eine republikanische Verfassungsform möglich und zweckmäßig ist. Sie scheinen uns nicht sowohl unreif, als überreif für Einrichtungen, wie die unsrigen, zu sein. Amerika ist ein jugendliches Land, dessen Bedeutung sich kaum erst zu entfalten begonnen hat, Europa dagegen ist schon seit zwei tausend Jahren der Träger der Staatenentwicklung, des Christenthums und der Cultur gewesen, und wie jedes Individuum, so hat auch jede Nation, ja man kann sagen jeder Erdtheil (man denke an Asien!) seinen Frühling, seinen Sommer und seinen Herbst, und auf diesen folgt der Winter, ehe ein neuer Lenz hereinbrechen kann. In den meisten Staaten der alten Welt—am wenigsten in England — sind die gesellschaftlichen Zustände unterminirt und die conservativen Mächte des Glaubens, der Sitte, der Zucht, welche allein die Wohlfahrt einer Nation auf die Dauer sichern können, gewaltig erschüttert. Dieß sind immer deutliche Kennzeichen des beginnenden Zerfalls. So war es dereinst in Griechenland in den Tagen des Demosthenes, so in Rom in der Kaiserzeit, in Italien und Spanien im 16ten Jahrhundert. Dazu kommt nun aber von außen her der steigende Einfluß Rußlands, das aus allen europäischen Revolutionen Vortheil gezogen hat und nur auf den günstigen Augenblick wartet, um über seine Beute herzufallen. Wenn die slavischen Völker, welche bisher mehr bloßes Material der Geschichte waren, überhaupt eine Zukunft haben, so wird diese wohl durch die russische Macht herbeigeführt werden. Sie scheinen uns in einem ähnlichen Verhältniß zu der modernen europäischen Bildung zu stehen, wie die Germanen an der Schwelle des Mittelalters zu der griechisch-römischen Cultur der alten Geschichte, d. h. sie bedrohen dieselbe mit dem Untergang und mit einer neuen Barbarei.— Zwei Dinge könnten diese Katastrophe abwenden und die kühnen Hoffnungen des Slaventhums vernichten, die Vereinigung Deutschlands und der Widerstand Englands. Gegen diese zwei Bundesgenossen vermöchte der Czar unmöglich zu bestehen. Allein zur Vereinigung Deutschlands ist jetzt weniger Aussicht, als je, und wenn Napoleon wiederkäme, so könnte er noch mit größerem Rechte, als im Anfange des Jahrhunderts, spottend sagen: es gebe wohl Preußen, Schwaben, Hessen, aber keine Deutsche. Es stellt in politischer Hinsicht die äußerste Spitze des egoistischen, stammeseifersüchtigen Individualismus dar. Der kräftigste deutsche Stamm, die Schleswig Holsteiner, welche für ihre Nationalität Gut und Blut wagen, werden im Stiche gelassen, und selbst der deutsche Kirchentag in Stuttgart hatte für ihre amt- und brodlosen Prediger trotz der kräftigen Fürsprache von Dorner keinen Trost, als die frostige, nichtssagende Phrase: „Im Vertrauen, daß die Brüder in Schleswig-Holstein nicht ohne ernste Vorbe-

reitung gehandelt haben, empfehlen wir dieselben der gemeinsamen Fürbitte! Die sind wir ja auch den Türken und Heiden und selbst unseren bittersten Feinden schuldig. — Was aber England betrifft, so verfolgt es zu sehr eine selbstsüchtige Handelspolitik, als daß man sich auf dasselbe in einem bevorstehenden Entscheidungskampfe zwischen der physischen Gewalt des Slavismus und germanischen Bildung verlassen könnte, es sei denn, daß sein eigenes materielles Interesse mit auf dem Spiele stünde.

Sollte nun aber dieser Entscheidungskampf wirklich eintreten und zu Gunsten der russischen Hegemonie ausschlagen, so wäre doch nur eine temporäre Verwilderung zu erwarten, aus welcher mit der Zeit eine neue Schöpfung hervorgehen würde. Bereits sind die höheren Stände in Rußland von deutschen und französischen Bildungselementen durchdrungen, und die Lösung ihrer welthistorischen Aufgabe wird von der Entwicklung dieses begonnenen Geisteslebens abhängen. Die Literatur Griechenlands war nach seinem politischen Untergang der geistige Nahrungsstoff der weltherrschenden Römer, so daß die Besiegten den Siegern Gesetze gaben; die Ueberbleibsel der alt römischen Cultur erzogen in Verbindung mit dem Christenthum die barbarischen Gothen, Longobarden, Franken, Alemannen, Sachsen, Angeln ꝛc., und über den Trümmern des Weltreichs der Cäsaren erhoben sich jene Staaten und Nationalitäten des modernen Europa mit seiner die classischen Völker weit überstrahlenden christlich romanischen und germanischen Civilisation. Es gehört zu den erhebensten und tröstlichsten Lehren der Weltgeschichte, daß die edelsten Elemente einer untergehenden Generation zugleich der fruchtbare Saame einer besseren Zukunft sind, und daß nichts wahrhaft Großes und Gutes, was der Mensch erzeugt hat, verloren geht, sondern als Erbe der Nachwelt überliefert wird und reichliche Zinsen trägt. Aus dem Grabe ersteht neues Leben, und das Ende eines Zeitalters ist zugleich der Anfangspunkt einer höheren Entwicklungsphase unseres Geschlechts.

Möglicherweise liegt aber ein solcher Wendepunkt noch in weiter Zukunft. Länder, wie Frankreich, Deutschland, England haben noch immer eine ungeheure Lebenskraft, das Resultat zweitausendjähriger Entwicklung. Noch lange werden sie der Hauptschauplatz der Weltgeschichte, die Träger und Beförderer höherer und höchster Geistesbildung bleiben.

Was Deutschland insbesondere betrifft, so ist zwar im verflossenen Jahre zu einer großartigen und einheitlichen Reorganisation desselben wenig oder nichts geschehen, und das Scheitern aller bisherigen Versuche seiner politischen Einigung an der heillosen Eifersucht und dem kleinlichen Parteiinteresse der Fürsten und Stämme, verbunden mit der völligen Rathlosigkeit seiner einsichtsvollsten und besten Staatsmänner, läßt den Glauben nicht aufkommen, daß dieses herrliche Land in der Politik je wieder eine so imponirende Rolle spielen werde, wie im Mittelalter, wo sein Kaiser nächst dem Papste der mächtigste Herr der Welt war. Um so unzweifelhafter dagegen ist seine innere Mission auf dem Gebiete der Cultur und insbesondere der Wissenschaft. Als das Herz Europas hat

Deutschland, wie sich der größte jetzt lebende Moralphilosoph ausdrückt, die Aufgabe „der Blutbereitung," es soll die geistigen und sittlichen Ideen erzeugen, welche die Entwicklung der modernen europäischen Menschheit tragen, es soll dem Protestantismus und Katholicismus zum vollen Verständniß seiner Vergangenheit und Gegenwart, seines Wesens und Zieles verhelfen und durch die tiefste Gedankenarbeit die endliche Versöhnung der umfassendsten philosophischen und religiösen Gegensätze anbahnen. An diesem Geschäfte hat es, seidem der wilde Strom der Revolution eingedämmt und den Gelehrten wieder eine wenigstens temporäre Ruhe gegönnt worden ist, eifrig fortgearbeitet und die literarische Maschine ist wieder in voller Bewegung. Mit jedem Jahre steigt auch der Einfluß deutscher Ideen und wissenschaftlicher Forschungen auf andere Länder, besonders auf den Protestantismus englischer Zunge. Wer kennt nicht die theils begründeten, theils grundlosen Vorurtheile der Amerikaner gegen das Land, dem sie den Ruhm nicht streitig machen können, die Geburtsstätte der Reformation und alles, was daran hängt, zu sein? Und doch trotz aller dieser Vorurtheile können sie sich der von allen Seiten eindringenden Strömung seiner theologischen Anschauungen und Untersuchungen nicht erwehren. Man blicke nur z. B. in die verschiedenen Vierteljahrsschriften vom letzten October, die Einem die beste Vorstellung von dem geistigen Fermentationsproceß unserer leitenden Denominationen gewähren. Da bringt uns das presbyterianische Princeton Review einen schönen Artikel von Dr. J. W. Alexander über das deutsche Kirchenlied voll anerkennender Bewunderung der darin sich kundgebenden gottinnigen Frömmigkeit, die puritanische Bibliotheca Sacra eine Uebersetzung von Abschnitten aus Dorner's Christologie durch Prof. Stuart und eine auffallend liberale Charakteristik de Wettes aus der Feder des Prof. Edwards in Andover, das baptistische Christian Review ein begeistertes Eulogium auf Neander, „the philanthropist of all ages and climes" von Dr. Conant in Rochester nebst günstigen Anzeigen mehrerer deutscher Werke, das Methodist Review die Uebersetzung eines werthvollen ethnologischen Artikels von Kriegk und den Anfang einer regelmäßigen theologischen Correspondenz von Berlin. Vom Mercersburg Review und Evangelical Review wollen wir gar nicht reden, da sie den beiden leitenden deutschen Denominationen dieses Landes angehören. Auch übergehen wir absichtlich wegen ihres heterodoxen Charakters den unitarischen Christian Examiner und das der pantheistischen Schule von Emerson und Parker angehörige Massachusetts Quarterly Rev., welche mehr mit der negativen und ungläubigen Seite der deutschen Literatur in Verbindung stehen. Nimmt man zu diesen periodischen Artikeln, die alle Vierteljahre wiederkehren, die monatlichen und wöchentlichen Journale, die ebenfalls sehr viel hieher Gehöriges, Verständiges und Unverständiges, Lobendes und Tadelndes enthalten, und die sich mit jedem Jahre mehrenden Uebersetzungen und Verarbeitungen, nicht selten undankbaren Ausplünderungen deutscher Werke in England, Schottland und Amerika: so wird man zugeben müssen, daß die deutsche Theologie sauerteigartig gerade in den Ländern zu wirken begonnen hat, von welchen

die Zukunft des Protestantismus hauptsächlich abhängt. Niemand kann den stillwirkenden Einfluß berechnen, den z. B. allein Neanders Kirchengeschichte auf die heranwachsende Geistlichkeit dieses Landes üben muß. Zwar wissen wir wohl, daß viele unserer ehrwürdigsten und tüchtigsten Theologen, z. B. die Professoren von Princeton, die übrigens in ihrer Weise selbst einen ausgedehnten Gebrauch von deutscher Theologie machen — man lese nur irgend einen dogmatischen Aufsatz von Dr. Hodge oder vergleiche Dr. Alexanders neulich erschienenen Commentar über die Psalmen mit dem bekannten Werke von Hengstenberg — von dieser Importation transatlantischer Literatur manche schlimme Folgen, eine allmählige Unterminirung der amerikanischen Orthodoxie und Frömmigkeit befürchten. Wir wollen auch selbst keineswegs in Abrede stellen, daß z. B. eine semirationalistische, oder doch sehr freisinnige Ansicht von der Eingebung, Aechtheit und Integrität der heil. Schriften, wie sie von Deutschland her in der französisch protestantischen Kirche durch den neulich so berühmt gewordenen Prof. Scherer von Genf, und in anderer Gestalt in England und Amerika durch die Religionsphilosophie Morells verbreitet wird, überall da gefährlich ist, wo man das Christenthum von dem Buchstaben der Bibel abhängig macht und von der Kirche und ihrer Geschichte so gering als möglich denkt. Diese Art von Orthodoxie steht und fällt freilich mit ihrer eigenen, am Ende doch auch nur menschlichen Inspirationstheorie, worauf sie ihr ganzes System der Dogmatik baut. Allein selbst wenn sich das bekannte Wort des Mephistopheles über die Theologie überhaupt:

„Es gibt in ihr so viel verborgnes Gift,
Und von der Arzenei ist's kaum zu unterscheiden,"

ganz besonders auf die deutsche anwenden läßt: so folgt daraus keineswegs, daß man des thatsächlich bereits eingedrungenen Giftes am besten durch Ignorirung oder durch bloße Verdammungsurtheile wieder loswerden könne. Die Circulation dieser Ideen kann nun einmal ebenso wenig gehemmt werden, als der magnetische Telegraph oder ein im vollen Zuge begriffener Eisenbahnwagen. Kein Theologe, der auf wahre Bildung Anspruch machen und auf der Höhe des Zeitbewußtseins stehen will, kann fortan von aller und jeder Berührung mit der deutschen Theologie sich frei halten. Er muß ihr ein gründliches Studium zuwenden, wenn auch bloß zu dem Zwecke, um ihre vermeintlichen oder wirklichen Irrthümer zu widerlegen. Uebrigens sind wir überzeugt, daß aus diesem Zusammenstoßen der stammverwandten englischen und deutschen Geisteskräfte am Ende unendlich mehr Gutes, als Schlimmes hervorgehen, und die Sache wahrer Herzensfrömmigkeit und eines gesunden kirchlichen Lebens mit der Zeit aus der praktischen Verarbeitung der besten Elemente der germanischen Theologie einen neuen ungeahnten Aufschwung nehmen wird und zwar gerade hauptsächlich in Amerika, welchem das Erbe der alten Welt und ihrer sauren Geistesarbeit zufällt. In diesem praktischen Lande

wird sich die Wissenschaft nie so sehr vom Leben entfernen, wie sie es in Deutschland zu ihrem theilweisen Vortheil, aber zu des Lebens Nachtheil leider gethan hat.

Neben seiner wissenschaftlichen Thätigkeit hat aber der deutsche Geist neuerdings auch eine sehr praktische Wendung genommen, indem er sich mit großer Energie auf das Gebiet der sogenannten inneren Mission geworfen hat. Darunter wird Alles begriffen, was sich auf die Abhülfe der geistlichen und leiblichen Noth bezieht, welche inmitten der Christenheit in Folge theils der politisch-socialen Zustände, theils und hauptsächlich des Abfalls vom Glauben der Väter sich eingenistet hat, also die christliche Armen- und Krankenpflege, die Verbesserung der Gefängnisse, die Sorge für den Handwerksstand, der entsetzlich verwahrlost und von communistischen Theorieen angesteckt ist, die Vermehrung der seelsorgerischen Kräfte besonders in den großen Städten, wo zur Schande des Protestantismus z. B. in Berlin der Bau von Kirchen ganz und gar nicht Schritt gehalten hat mit der Zunahme der Bevölkerung, die Colportage, die Verbreitung christlicher Volksschriften, vor allem auch die Wiederbelebung des so äußerst wichtigen Familiengottesdienstes und der häuslichen Frömmigkeit, ohne welche keine öffentliche Frömmigkeit gedeihen kann, endlich die Herstellung einer würdigeren Feier des Sonntags, der leider auf dem ganzen europäischen Continent zu einem Tage der weltlichen Zerstreuung und Lustbarkeit herabgewürdigt ist. Alle diese und andere Thätigkeiten der christlichen Liebe und Barmherzigkeit, denen jeder Freund des praktischen Christenthums und der leidenden Menschheit den reichsten Segen und Erfolg wünschen muß, haben einen Mittelpunkt gefunden in dem vor drei Jahren zu Wittenberg gegründeten deutschen Kirchentag, der durch die Natur der Umstände hauptsächlich zu einem Missions- und Evangelisationstag geworden ist. Es war eine glückliche Idee, denselben für das verflossene Jahr nach Stuttgart zu verlegen und sich dadurch neue bedeutende Kräfte zu sichern aus dem gesegneten Württemberg, welchem der norddeutsche Dr. Tholuck auf der Versammlung das schöne und wahre Zeugniß ausstellte, daß in ihm „mehr Wissenschaft, mehr Gebet und Arbeit sei, als in jedem anderen deutschen Lande.“ Hat dieser Kirchentag seinen ursprünglichen Zweck, eine Conföderation der luther., reform. und unirten Kirchen deutscher Zunge zu Stande zu bringen, noch nicht erreicht, so ist er doch ein großartiger und freier evangelischer Centralverein und ein gemeinsamer Focus für alle auf den reformatorischen Bekenntnissen stehenden und dem Princip der Union zugethanen Kräfte der deutschen Kirche zu gegenseitiger Aufmunterung und Förderung der wichtigsten Interessen des praktischen Christenthums geworden und wird dadurch indirect der Sache der Union wesentliche Dienste leisten. — Auf den gegenwärtigen Stand der Unionsangelegenheit wollen wir hier nicht eingehen, da neulich nichts Entscheidendes für sie geschehen ist, und verweisen in dieser Hinsicht auf die sehr kenntnißreichen und klaren Mittheilungen unseres werthen Correspondenten

von Norddeutschland, der vermöge seiner Stellung in der Mitte dieser Bewegungen und als Kirchenhistoriker von Beruf am besten darüber urtheilen kann.

Neben Deutschland ist gegenwärtig England am meisten durch religiöse Controversen aufgeregt und befindet sich gerade jetzt in einer höchst kritischen Lage. Dort, in dem Bollwerk des Protestantismus, handelt es sich um nichts Geringeres, als um die Entscheidung der Frage, ob die Reformation welche dieses Inselland auf den Thron der Weltherrschaft erhoben hat, wieder aufgegeben und die Herrschaft des Papstes auf's Neue anerkannt werden soll. Seit beinahe zwanzig Jahren hat bekanntlich auf der Universität zu Oxford die puseyitische Bewegung begonnen, mit großem Eifer das Fundament des Protestantismus untergraben, katholische Lehren und Gebräuche theils wiederbelebt, theils neu eingeführt und in kurzer Zeit die ganze bischöfliche Kirche in zwei feindliche Parteien gespalten. Die consequentesten unter den Puseyiten erkannten allmählig den Widerspruch ihrer Stellung, die Unvereinbarkeit der 39 Artikel und der ganzen englischen Reformation mit ihrer Theorie von der Kirche, und seit fünf Jahren sah man dort das merkwürdige Schauspiel eines friedlichen Uebertritts einer beträchtlichen Anzahl von gelehrten und angesehenen Theologen, Geistlichen und vornehmen Laien dieser Kirche in das römisch-katholische Lager, und eine viel größere Anzahl soll nur auf eine günstigere Wendung der Umstände warten, um dem Beispiele ihres geistlichen Führers Newman zu folgen. Durch so unerwartete Vorgänge ermuntert, hat der kaum aus seiner schweren Demüthigung erhobene und aus seinem Exil zurückgekehrte Papst am 24sten September 1850 den entscheidenden Schritt gewagt, eine förmliche katholische Hierarchie in England, das seit der Reformation von bloßen apostolischen Vicaren regiert war, zu organisiren und den gelehrten Dr. Wiseman als Cardinal-Erzbischof von Westminster (den District London und einige benachbarte Grafschaften umfassend) an die Spitze derselben zu stellen. Unter ihm sollen zwölf Bischöfe stehen, die mit voller bischöflicher Gewalt bekleidet sind und mit der Congregation der Propaganda des Glaubens zu correspondiren haben. Diese überraschende Maaßregel hat natürlich in der englischen Staatskirche eine gewaltige Aufregung verursacht und nach den neusten Zeitungsberichten werden überall ernste Proteste vorbereitet. Die Königin selbst soll höchlich erzürnt sein über diese „impudent interference of the Pope with *her supremacy*." Aber gerade hier kommt die Schwäche der anglicanischen Kirche zu Tage, welche der römischen und romanisirenden Partei einen bedeutenden Vortheil verleiht. Denn an und für sich betrachtet ist der Primat des Papstes, der eine vielhundertjährige Tradition für sich hat, weit weniger unvernünftig und absurd, als die kirchliche Suprematie eines Weibes. Heinrich VIII. hat der römischen Hierarchie den Kopf abgeschlagen, um sein eigenes Haupt auf den blutigen Rumpf zu setzen, und die englische Kirche ebenso despotisch und noch weit willkührlicher beherrscht, als irgend ein Papst im Mittelalter. Nach denselben cäsareopa-

pistischen Grundsätzen, welche die Kirche aus dem Gesichtspunkt eines bloßen Mittels für Staatszwecke auffassen, verfuhr im Wesentlichen, nur nicht so grausam, die Königin Elisabeth, und die gegenwärtige Königin scheint nicht die mindeste Lust zu haben, ihre unnatürliche Superiorität über alle geistlichen Angelegenheiten niederzulegen und der Kirche das ihr so gut wie dem Staate zustehende Recht der Selbstregierung zurückzugeben, obwohl die puseyitische Partei neuerdings seit der Entscheidung der Gorham Controverse durch die Gewalt der Umstände getrieben, dieses Recht ernstlich verlangt und auf eine Wiederherstellung der Convocationen, als des obersten Tribunals der anglicanischen Kirche in allen Glaubenssachen, dringt. So lange dieser Krebsschaden des Cäsareopapismus an der anglicanischen Kirche haftet, kann sie nicht erwarten, über protestantischen und katholischen Dissent Meister zu werden. Wäre nun jene Organisation einer römisch-katholischen Hierarchie nicht eine Antwort auf eine aus dem Mittelpunkte des englischen Protestantismus entgegenkommende Bewegung, so würde sie wohl kaum anders, als mit einem Lächeln empfangen werden. Was ihr aber diese Bedeutung verleiht, was einen so allgemeinen Alarm hervorruft, was auch dem Premierminister Lord John Russel nach seinem neulichen Brief an den Bischof von Durham solche Furcht einflößt und ihn wahrscheinlich veranlassen wird, den Gegenstand vor das nächste Parlament zu bringen: das ist der Puseyismus, der sich von dem eigentlichen Romanismus sehr wenig unterscheidet und der vielleicht die Hälfte der anglicanischen Geistlichkeit beherrscht. Der endliche Sieg des Papstes in England würde nun zwar dem Protestantismus keineswegs den Garaus machen, denn noch ist derselbe in Deutschland, Skandinavien, Holland, der Schweiz und in den Vereinigten Staaten die herrschende Religion, wohl aber ihm eine höchst gefährliche Wunde versetzen und seinen politischen Einfluß in den europäischen Angelegenheiten brechen. Allein ein solcher Sieg ist näher betrachtet doch undenkbar. Nicht nur würde das presbyterianische Schottland, nicht nur würden die zahlreichen Dissentergemeinschaften in England, wie die Methodisten, Congregationalisten, Baptisten, mit aller Macht sich gegen eine solche Wendung der Dinge sträuben; sondern auch innerhalb der bischöflichen Kirche selbst ist die Erinnerung einerseits an die Blutherrschaft der Maria Tudor und die Verrätherein der kryptopapistischen Stuarts, andererseits an die unverkennbaren Segnungen der Reformation, das Bewußtsein, daß der Protestantismus ihrem Lande seinen Glanz und seine Größe, den Genuß seiner Freiheiten, den allgemeinen Gebrauch der Bibel, die stille Feier des Sonntags u. s. w. verliehen habe, endlich der Geist nationaler Unabhängigkeit zu tief gewurzelt, als daß eine Rückkehr derselben unter das Joch eines italienischen Priesters ernstlich zu befürchten wäre. Dessen ungeachtet befindet sie sich gegenwärtig unläugbar in einer höchst bedeutsamen Krisis, und die puseyitische Frage ist ihrer endlichen Lösung zum Wohl oder Wehe des Protestantismus und zur Her-

beiführung eines Wendepunktes in den kirchlichen Zuständen Englands um einen bedeutenden Schritt näher gerückt.

Blicken wir nun noch schließlich auf die Vereinigten Staaten, so hat hier im verflossenen Jahre die Politik fast alle anderen Interessen verschlungen. Auf die höchst aufregenden Streitfragen, welche endlich nach ungewöhnlich langen Berathungen zur Zufriedenheit der großen Mehrzahl unserer Bevölkerung glücklich gelöst wurden, speciell einzugehen, liegt natürlich außerhalb des Bereiches einer theologischen Zeitschrift. Wir wollen hier bloß in der Kürze unsere wesentliche Zustimmung zu den Maaßregeln aussprechen und begründen, welche die Union des Nordens und Südens für die nächste Zukunft gesichert haben.

Diese Zustimmung ruht bei uns nicht nur auf patriotischen, sondern ebenso sehr auf kirchlichen Motiven. Denn wenn gleich Religion und Politik in diesem Lande rechtlich getrennt sind, so bildet doch factisch jene die Grundlage und Garantie unserer nationalen Freiheit und socialen Wohlfahrt, während andererseits der Gang der Politik, wie alle Ereignisse der Weltgeschichte, in einem directen oder indirecten Abhängigkeitsverhältnisse zu den Zwecken des Reiches Gottes steht. Zudem ist die eigentliche Streitfrage, welche das Land in solche Aufregung versetzt hat, keine bloße politische, sondern eine moralische, bei der also die Kirche ebenso gut betheiligt ist, als der Staat. Es ist nämlich die Sklaverei, um welche sich alle anderen Maaßregeln der sogenannten Compromißbill herumlagern, die endlich zwar nicht in der von H. Clay vorgeschlagenen Form eines Omnibus, wohl aber Stück für Stück, so zu sagen in Schubkarren, durch beide Häuser des Congresses durchpassirten.

Die Kirche muß nun, wenn sie anders dem Geiste des Christenthums treu bleiben will und nicht vom Sectengeist oder durch andere trübende Einflüsse nach dem Einen oder anderen Extreme hingetrieben wird, in der Sklaverei ein entsetzliches Uebel, eine der häßlichsten Folgen des Sündenfalls, den ärgsten Fluch und entehrendsten Schandfleck unseres Landes sehen und kann daher nie und nimmer mit den südlichen Fanatikern, etwa mit der heillosen, barbarischen Theorie Calhouns übereinstimmen, welche jenes Institut als solches vertheidigen und mit aller Gewalt und für alle Zeiten, als eine Art von conservativem Gegengewicht gegen das Uebermaaß der Freiheit, oder aus den eigennützigsten Motiven, festhalten wollen. Auf der anderen Seite aber ist der Kirche alle Rebellion und Revolution durch Wort und Beispiel Christi und der Apostel auf's Unzweideutigste verboten, und daher kann sie ebenso wenig mit den nördlichen Fanatikern sympathisiren, welche das Uebel um jeden Preis auf eine gewaltsame, ungesetzliche Weise abschaffen wollen und überdieß, wenigstens theilweise, dem Begriff der Emancipation eine ganz widernatürliche und widerchristliche Ausdehnung geben. Man denke nur an die neulich zu Worchester in Massachusetts gehaltene eckelhafte Weiberconvention und das ganze Treiben von Garrison und Compagnie, deren Bedeutung bloß in der Agitation und im Lärmmachen besteht und für welche Stillschweigen Nichtexistenz ist. Die Kirche steht also zur Sklaverei weder

conservativ, noch revolutionär, sondern reformatorisch, d. h. sie sucht dieselbe mit aller Macht, aber durch geistige und gesetzliche Mittel und von innen heraus, kurz sauerteigartig zu entfernen und dadurch wahrhaft zu heilen, indem sie den Sklaven durch das Evangelium zunächst das köstlichste Kleinod, die selige Freiheit der Kinder Gottes, ohne welche alle äußere Freiheit im Grunde doch nur Knechtschaft ist, mittheilt, sie von der ärgsten Sklaverei, der Sünde und Schuld emancipirt (wovon jene tollen Weiberemancipatoren gar keinen Begriff zu haben scheinen) und zugleich durch Verbreitung richtiger Grundsätze auf die öffentliche Meinung und auf den Staat so lange einwirkt, daß dieser zuletzt, sobald der günstige Zeitpunkt gekommen, auch auf dem Wege des Gesetzes zur äußeren Emancipation schreiten muß. Es liegt in der Natur der Sache, daß dieses in den jetzigen Verhältnissen und nach der zu Recht bestehenden Constitution, welche den Norden und Süden zusammenbindet, nicht mit Einem Schlage geschehen kann. Die gewaltsame Trennung der Union — eine friedliche Separation ist eine absolute Unmöglichkeit, wie Daniel Webster, der amerikanische Demosthenes, in seiner berühmten Rede vom 7ten März 1850 schlagend gezeigt hat — würde das Uebel nicht heilen, sondern gerade umgekehrt im Süden durch das Gesetz des Gegensatzes noch verschlimmern und verfestigen. Wohl aber wird die Heilung dieses Krebsschadens theils durch die amerikanische Colonisationsgesellschaft, dieses wahrhaft philanthropische und christliche Unternehmen, das eben so bedeutend für die Christianisirung, als für die Civilisirung Africas zu werden verspricht, theils durch die Erhaltung und fernere Entwicklung der Union in vielleicht nicht gar ferner Zukunft geschehen. Ja man kann sagen, daß durch die neuliche Zulassung von Californien ein Riesenschritt zur Abschaffung der Sklaverei gethan ist, was die südlichen Ultraisten wohl einsehen; denn jetzt hat sie bereits das politische Gleichgewicht verloren und kann es sicherlich nie wieder gewinnen. Zudem sind Maryland und Kentucky für die Emancipation ihrer Sklaven beinahe reif, und ihrem Beispiele werden nach und nach alle südlichen Staaten folgen müssen, wenn sie mit der fortschreitenden Civilisation Schritt halten wollen.

Endlich aber ist die Erhaltung der Union auch darum von der höchsten Bedeutung, weil sie uns das unentbehrliche Mittel zur Vollführung der großen welthistorischen Mission dieses Landes zu sein scheint. Die rasche Entwicklung der Agriculturschätze, die steigende Blüthe des Handels, die riesenhafte Vermehrung der Bevölkerung, des Territoriums, der Communication, der Bildungselemente aller Art, die hauptsächlich von England vererbte und alles neu-einströmende Material mit unwiderstehlicher Anziehungskraft sich assimilirende sittlich-religiöse Lebenssubstanz unserer Nation — alles dieses weist auf unermeßliche Aufgaben hin. Angesichts einer solchen Zukunft darf man sich zwar nicht jener kindischen, abgeschmackten Eitelkeit, die da wähnt, als sei mit der amerikanischen Revolution erst das Licht der Welt aufgegangen, und dieß besonders am 4ten Juli bis zum Eckel oft wiederkäut, wohl aber einem freudigen und zugleich demüthigen Dankgefühl gegen eine gnädige Vorsehung hingeben, welche uns ohne

unser Zuthun und Verdienst einem Volke einverleibt hat, das dazu berufen scheint, die Segnungen des Christenthums und der Civilisation über diese ganze westliche Hemisphäre, ja vielleicht in das dunkle Afrika und das alte Asien, die Wiege der Menschheit, zu verbreiten and selbst auf das alternde Europa neubelebend zurückzuwirken.

Erinnerungen an Neander.

Unter den weltberühmten Männern, welche im Sommer des Jahres 1850 in rascher Aufeinanderfolge zu den Todten versammelt worden sind, steht obenan der deutsche Kirchenvater Dr. August Neander, nächst Schleiermacher der größte Theologe des neunzehnten Jahrhunderts. Zwar hat er keinen Ministerposten innegehabt, wie Robert Peel, keine Siegeslorbeern errungen, wie General Taylor, keinen Thron geziert, wie Louis Philippe, und im lauten Geräusche des weltlichen Lebens und Treibens ward seine Stimme nicht vernommen. Aber von seiner einsamen Studirstube aus hat Neander einen ebenso weitgreifenden Einfluß geübt, als irgend Einer seiner Zeit- und Sterbegenossen, einen Einfluß, der um so tiefer und wohlthätiger wirkte, je innerlicher und geistiger er war, und der ununterbrochen fortdauern wird, so lange Theologen und Diener des Evangeliums herangebildet werden zur Belehrung und Beglückung der erlösungsbedürftigen Menschheit. Wissen gleich die Annalen der Politik nichts von jenem stillen, demüthigen Gelehrten in Berlin, so glänzt sein Name dafür um so herrlicher in den Geschichtsbüchern des Reiches Gottes, das alle irdischen Reiche überdauert und selbst den Pforten der Hölle trotzt. Wird ihm auch gleich kein Denkmal aus Erz und Marmor errichtet, so ist ihm bereits ein schöneres und unvergängliches Monument gesichert in den dankbaren Herzen von Tausenden, die ihn gehört und gelesen haben oder in kommenden Zeiten aus seinen Werken das Verständniß der Leiden und Freuden, der Kämpfe und Siege, der Alles durchdringenden und verklärenden Sauerteigsnatur der Kirche Jesu Christi schöpfen und aus seinem Leben die unschätzbare Lehre ziehen werden: daß alle wahre geistige und sittliche Größe in Einfachheit, Demuth und Liebe wurzelt.

Die äußere Geschichte Neanders kann in wenige Worte gefaßt werden, da er sein ganzes Leben in der Studirstube und im Hörsaal zugebracht hat. Geboren im Jahre 1789 am 16ten Januar zu Göttingen, gebildet auf dem

Gymnasium zu Hamburg und auf der Universität zu Halle, schon als Jüngling vom Judenthum zum christlichen Glauben bekehrt und sich fortan mit ganzer Seele dem Studium der Gottesgelehrtheit widmend, trat er a. 1811 zu Heidelberg als Privatdocent auf und entschied schon im 22sten Lebensjahr durch sein bekanntes Werk über Julian den Abtrünnigen seinen Beruf zum Geschichtschreiber der Kirche. Bald darauf a. 1812 erhielt er einen Ruf als Professor der Theologie an die neugegründete Universität zu Berlin, welche durch ihn, Schleiermacher, de Wette, Marheineke, Tholuck, Hengstenberg, Fichte, Hegel, Böckh, Lachmann, Ritter, Ranke und andere nicht minder berühmte Namen in allen Zweigen der Literatur einen beispiellos raschen Aufschwung nahm und sich zur Metropolis der deutschen Wissenschaft erhob. Hier wirkte er durch Wort und Schrift, durch Lehre und Beispiel bis zu seinem Tode den 14ten Juli 1850, nur hie und da die Einförmigkeit seiner Existenz durch eine Ferienreise in Begleitung seiner Schwester oder eines Studenten zur Stärkung seiner schwächlichen Gesundheit und zur Benützung seltener Bücher und Manuscripte auf den Bibliotheken zu Wien, München, Braunschweig u. s. w. unterbrechend.

Aber hinter dieser monotonen Außenseite verbarg sich das reichste geistige Leben, und es müßte höchst interessant sein, die allmählige Entwicklung und Gestaltung desselben bis zur vollen Reife zu verfolgen, besonders seine Bekehrung zum Christenthum und die verschiedenen Einflüsse, welche ihn auf seinen eigenthümlichen theologischen Standpunkt führten. Unter diesen wäre vor allem zu nennen das Studium Plato's, der auch in ihm, wie darein in den alexandrinischen Vätern und im heil. Augustinus, ein „unglaubliches Feuer der Sehnsucht nach dem Idealen entzündete und als wissenschaftlicher Zuchtmeister auf Christum diente; noch mehr die frühzeitige Berührung mit Schleiermacher, der durch seine begeisterten „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern," gleichsam als ein Priester der Naturreligion, so viele der edelsten und begabtesten Jünglinge von der dürren Heide des damals herrschenden Rationalismus wenigstens bis an die Schwelle des Tempels der geoffenbarten Religion hinwies. Diesem deutschen Plato, seinem Lehrer in Halle und späteren vieljährigen Collegen in Berlin, verdankte auch Neander, wie er immer freudig zugestand, die mannigfaltigste Anregung und blieb ihm mit großer Verehrung zugethan, obwohl er in wichtigen Punkten, besonders in der Lehre von der Sünde, sehr wesentlich von ihm differirte und seine Sympathie mit den pantheistischen Elementen seines Systems hatte, überhaupt viel positiver und realistischer in seiner christlichen Ueberzeugung war. Wichtige Materialien zu einer solchen inneren Entwicklungsgeschichte liegen bereits vor in dem vor einigen Jahren veröffentlichten Briefwechsel seines Universitätsfreundes, des Dichters Chamisso, und wohl noch zahlreicher in den ungedruckten Papieren und Correspondenzen des Verklärten. Ohne Zweifel wird sich auch bald eine geschickte Hand, der alle diese Quellen zugänglich sind, an die wichtige Auf-

gabe einer vollständigen Biographie des Vaters der neueren Kirchengeschichte machen. Wir haben dazu weder den inneren, noch äußeren Beruf und beabsichtigen hier bloß, wie der bescheidene Titel sagt, Erinnerungen an Neander, wie er uns in den Jahren seiner Reife erschien, zu schreiben und später in einem zweiten Artikel ihn als Theologen und vor Allem als Kirchenhistoriker zu charakterisiren. Wir erledigen uns dadurch nicht bloß eines Versprechens gegen unsere Leser, sondern zugleich einer Pflicht der Dankbarkeit gegen den unvergeßlichen Lehrer und Freund.

In seiner äußeren Erscheinung, um mit dieser zu beginnen, weil sie jedermann in mehr als gewöhnlichem Grade auffiel, war Neander ein vollständiges Original, so zu sagen eine der seltensten Naturmerkwürdigkeiten. Schon seine Kleidung, ein abgetragener Rock, — einen Frack trug er meines Wissens nie — über die Kniee heraufragende Kanonenstiefel, ein nachlässig, oft auf der Seite oder hinten zugeknüpftes weißes Halstuch, ein altmodischer, schief aufgesetzter Hut verriethen einen Sonderling, der wie eine Ironie auf das elegante, raffinirte Berlin aussah, und doch von jedermann, vom König bis zum Eckensteher, achtungsvoll gegrüßt wurde. Seine absolute Freiheit von Allem, was zum Plunder der Eitelkeit gehört, und sein seltenes Maaß von Sorglosigkeit in Bezug auf alle Außendinge gab zu den lächerlichsten Anekdoten Veranlassung, z. B. daß er zuweilen sans culotte und im Schlafrock in den Hörsaal gehen wollte, von seiner Schwester aber glücklicher Weise eingeholt wurde, oder daß er einmal zufällig mit dem Einen Fuß in die Rinne gerieth, in solcher Positur die ganze Behrenstraße hinaufhinkte und, zu Hause angelangt, ernstlich nach dem Arzte sandte, um ihn von seiner vermeintlichen Lahmheit zu curiren! Se non è vero, è ben trovato. Er hatte einen schmächtigen Körperbau von mittlerer Größe, stark markirte jüdische, aber dabei äußerst wohlwollende und gutmüthige Gesichtszüge, tiefliegende, geistvolle Augen, welche von einem Paar ungewöhnlich starker, buschiger Augbraunen, wie von einem schützenden Dache, überschattet waren. So saß er in seiner einsamen Studirstube in der Markgrafenstraße, umgeben von den Geistern der Kirchenväter, Scholastiker, Mystiker und Reformatoren, deren Werke in gelehrter Unordnung an den Wänden, auf dem Boden, Tischen und Stühlen herumlagen, so daß Besuchende kaum auf einem altmodischen Sopha ein Plätzchen zum Sitzen fanden, und daß ihr Weg von da aus in das Speisezimmer und in den anständig möblirten Parlor der Schwester so zu sagen über lauter Leichen ging. Wo möglich noch sonderbarer nahm sich der gute Mann auf dem Katheder aus. Ein Student begleitete ihn, da er allein wohl kaum den Weg gefunden hätte und seine Sicherheit durch das wogende Getümmel der Menschen und Fahrzeuge gefährdet war, täglich nach dem Universitätsgebäude bis in das Lesezimmer, wo sich die Professoren und Privatdocenten während der Interstitien zu unterhalten pflegen. Von da kam er allein in seinen ganz nahe

gelegenen Hörsaal seitlings hereingeschossen, griff vor allem nach einem Paar Federkielen, welche ihm zuvor regelmäßig auf das Pult gelegt werden mußten, um seine Finger beschäftigt zu halten, und begann dann seinen Vortrag, eine Idee nach der anderen mit größtem Ernst und Eifer aus seinem Geiste herausspinnend, ohne weitere Hülfe, als einige unleserliche Notizen und Citate, stehend, aber fortwährend die Stellung seiner Füße wechselnd, vorwärts gebäugt, aber häufig sein Haupt senkend zur Entladung eines krankhaften Speichelflusses, dann es plötzlich in die Höhe werfend, besonders wenn er in polemischen Eifer gerieth, und zuweilen das Katheder mit Umsturz bedrohend. Die ganze Scene war so abnorm und absonderlich, daß, wer ihn zum ersten Male hörte, sich vor Staunen kaum fassen und an's Nachschreiben gar nicht denken konnte. Und doch ließ der Ernst, die Würde, die Begeisterung des excentrischen Professors, die seltene Gelehrsamkeit und Gedankenfülle seines Vortrags das Lachen nicht aufkommen, vielmehr hatte seine persönliche Erscheinung immer selbst bei der ersten Bekanntschaft etwas Ehrfurchtgebietendes und zugleich Vertrauen- und Liebeerweckendes. In kurzer Zeit gewöhnte man sich auch an die auffallende Außenseite, die komische Form verschwand ganz vor dem gediegenen Inhalt und diente nur dazu, die Bewunderung vor diesem zu erhöhen. Für Neander war das Alles ganz natürlich und auch nicht im Entferntesten auf Effect berechnet; überhaupt ist wohl nie ein Mensch von Affectation freier gewesen, als er.

Alle diese Sonderbarkeiten seiner äußeren Erscheinung wiesen darauf hin, daß er ein Fremdling auf dieser Erde und ganz für das Reich der Idee geschaffen war. Seine Unbekanntschaft mit dem weltlichen Leben und Treiben, seine völlige Freiheit von allen Versuchungen der Sinnlichkeit und Eitelkeit, seine Erhabenheit über vieles, was Andern ein unentbehrliches Bedürfniß ist, seine Sorglosigkeit in Bezug auf die materielle Seite des Daseins qualificirten ihn zu seinem rein innerlichen Beruf und zum ungestörten Umgang mit der stillen Geisterwelt der Vergangenheit. Er war ein Eunuch von Mutterleibe an und weihte diese Gabe dem Herrn, war also zugleich ein Eunuch um des Reiches Gottes willen (Matth. 19 : 12.). Er gehörte zu den Ausnahmen, für welche das eheloſe Leben sittliche Pflicht und Mittel größerer Thätigkeit und gesegneterer Wirksamkeit ist, wie für Paulus und Barnabas. Statt einer Gattin hatte ihm aber Gott eine getreue Gefährtin in einer ebenfalls unverheiratheten Schwester zugesellt, welche für seine wenigen Bedürfnisse mit der zärtlichsten Hingebung sorgte, ihn fast täglich auf seinen Spaziergängen unter den Linden begleitete und seine zahlreichen Freunde und Schüler angenehm unterhielt und gastfreundlich bewirthete. Sie war zwar auch höchst eigenthümlich, dabei geistvoll, witzig und literarisch gebildet, zugleich aber eine gute Haushälterin und überhaupt sehr verständig und praktisch, so daß sie darin ihren Bruder ergänzte. Das friedliche, unschuldige Zusammenleben dieses originellen Geschwisterpaares hatte etwas ungemein Rührendes, und niemand konnte die

weise Hand der Vorsehung in ihrer Zusammenfügung zur Ausführung des großen geistigen Berufes verkennen, zu welchem Neander, so zu sagen, prädestinirt war.

Was den Charakter Neanders betrifft, so war derselbe allgemein geachtet und bewundert. Zwar hatte auch er entschiedene theologische Gegner, den streng Orthodoxen war er in manchen Punkten zu lax und zu nachgiebig, den Rationalisten zu positiv und zu entschieden; aber vor seinem Charakter hatten Alle, so zu sagen, eine heilige Scheu und behandelten ihn daher weit milder und nachsichtiger, als die Differenz der Ansichten erwarten ließ. Seine seltene Gelehrsamkeit konnte ihn allein vor Angriffen unmöglich sicher stellen; was ihn wie eine undurchdringliche Burg umgab und unverwundbar machte, das war seine sittliche Reinheit und Hoheit, die auch dem oberflächlichsten Beobachter gleich in die Augen sprang, und worüber um so weniger ein Zweifel entstehen konnte, als er sich immer unmittelbar gerade so gab, wie er war, und die personificirte Taubeneinfalt darstellte. Ein Angriff auf seinen Charakter, eine Verdächtigung seiner Motive hätte nur von stockblinder Leidenschaft ausgehen können, im ganzen theologischen Lager Deutschlands Indignation erregt und dem Gegner fast unvermeidlich den moralischen Untergang bereitet. Neander gehörte zu jenen wahrhaft großen Männern, bei denen Theorie und Praxis, Kopf und Herz vollkommen zusammenstimmen. Nicht umsonst hatte er sich zum Motto erkoren: *Pectus* est quod theologum facit. Er betrieb die Theologie nie als eine bloße Verstandesübung, sondern zugleich als eine heilige Herzensangelegenheit, die mit den wichtigsten und erhabensten Interessen des Menschen, mit seiner ewigen Würde und Glückseligkeit auf's Innigste zusammenhängt. Der lebendige Mittelpunkt und das Herzblut dieser Wissenschaft war ihm der Glaube an Jesum Christum, als die höchste Offenbarung des heiligen und barmherzigen Gottes, als die Quelle alles Heils und höheren Lebens in der Welt. Was er wahrhaft Großes, Edles, Gutes und Wahres in der Geschichte fand, das führte er auch direct oder indirect auf die Erscheinung des Gottmenschen zurück, worin er die Centralsonne der Weltgeschichte und das Allerheiligste im moralischen Universum demüthig anbetete. Es gab allerdings orthodoxere Theologen, als Neander, der sich bekanntlich bei aller Achtung vor den symbolischen Büchern nie in dieselben einengen wollte und sich aus Gewissenhaftigkeit weigerte, die Augsburger Confession zu unterschreiben; aber kaum gab es Einen, in welchem das Dogma in demselben Grade Kraft und Leben, in welchem die theoretische Ueberzeugung so sehr in Saft und Blut übergegangen war, in welchem so warm und hell die Flamme der Christus- und Menschenliebe glühte. Hier in dieser ungeheuchelten, lebenswarmen Frömmigkeit, welche in der Person Christi und Seinem Evangelium wurzelte und die Grundlage seiner Theologie bildete, lag die unwiderstehliche Anziehungskraft seiner Vorträge auf alle religiös empfänglichen Zuhörer und der erbauliche Charakter all seiner Schriften. Während er in dieser gemüthlich praktischen Ten-

denz seiner Theologie mit der pietistischen Schule eines Spener und Franke zusammentraf, welche ja im Gegensatz gegen eine leblose Verstandesorthodoxie die Rechte des heilsdurstigen Herzens, die Nothwendigkeit einer theologia regenitorum geltend machte: so war er doch auf der anderen Seite von aller pietistischen Beschränktheit weit entfernt. Durch seine ausgedehnten geschichtlichen Studien hatte sich sein von Haus aus liberales Gemüth bis zur umfassendsten Katholicität erweitert, die man nur mit großem Unrechte Latitudinarianismus nennen könnte. Er verlor nie den gesunden, einfältigen Blick auf die Hauptsache, das aus überirdischer Quelle stammende Leben Christi, aber er dachte zu hoch davon, um es in die engen Grenzen einer menschlichen Form, einer bestimmten Richtung oder Schule einzuzwängen; vielmehr erkannte er in ihm einen so tiefen, unerschöpflichen Gehalt, daß es sich nur in einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Gaben, Kräften, Zeiten und Völkern einigermaaßen vollständig ausprägen könne. Welch ein Unterschied ist nicht z. B. zwischen einem Origenes und Tertullian, Chrysostomus und Augustin, Bernhard und Thomas Aquinas, Luther und Melanchthon, Calvin und Fenelon, und wenn wir auf die apostolische Kirche selbst zurückgehen, zwischen Petrus und Johannes, Jakobus und Paulus, Martha und Maria! Und doch wußte Neander in Allen dieselben Grundzüge des Bildes Christi in verschiedenartiger Strahlenbrechung nachzuweisen und freudig dankbar zu begrüßen. Wir werden davon ausführlicher zu reden haben, wenn wir seine Verdienste um die Kirchengeschichte schildern. Hier berühren wir diese Weitherzigkeit bloß als ein wesentliches Element in seiner praktischen Frömmigkeit. Es fand ohne Zweifel zwischen ihr und seinen Studien ein Verhältniß gegenseitiger Förderung und Stärkung Statt. So war Neander im edelsten Sinne ein Menschenfreund, weil Christusfreund, in allen Gebieten der unsichtbaren Kirche einheimisch, ein ausgeprägter Typus evangelischer Katholicität und ein Dolmetscher der köstlichen Lehre von der Gemeinschaft der Heiligen, die über alle Schranken der Zeit und des Raumes erhaben ist, die alle wahren Kinder Gottes unter Christo, dem Einen Haupte, zusammenfaßt.

Indeß hier müssen wir gleich einen Zug erwähnen, der zwar in seinen Schriften bloß aus gelegentlichen Expectorationen der Vorreden hervorsticht, in seinem persönlichen Umgang aber sehr markirt hervortrat. Neanders Gemüth war bei aller Liebe und Sanftmuth doch zugleich einer sehr kräftigen und entschiedenen Abstoßung fähig. Dieß ist keineswegs unpsychologisch. Der Haß ist ja nur die umgekehrte Liebe. Dieselbe Kraft, welche das Gottverwandte anzieht, stößt mit gleicher Entschiedenheit das Gottwidrige von sich. Johannes, der Jünger der Liebe, der an Jesu Busen lag, war ein Donnerkind, das auf die Feinde seines göttlichen Meisters Feuer vom Himmel herabzuflehen bereit war, einen Läugner des Grundgeheimnisses von der wahren Gottheit und Menschheit Christ zu grüßen verbot und nach der Sage ein öffentliches Bad alsbald verließ, nachdem er vernommen, daß der Gnostiker Cerinth, der Feind der Wahrheit, darin sei. Wir haben öfter gedacht, daß dieser scheinbare Widerspruch von Sanftmuth und

Härte, von Milde und heiliger Leidenschaft des Apostels, der im Evangelium wie ein stilles Friedenssäuseln daherweht, in der Apokalypse dagegen mit der erschütternden Kraft des Orkans und Donners einherschreitet, in Neander seine Lösung finde, den man sonst gewöhnlich bloß wegen seiner Milde mit Johannes verglich. Man könnte sich auf diese Analogie gegen diejenigen berufen, welche jene Differenz als einen entscheidenden Beweis gegen die Identität des Verfassers des vierten Evangeliums und der Apokalypse ansehen. Es ist bekannt, daß derselbe Neander, der als Geschichtschreiber den verschiedenartigsten Richtungen Gerechtigkeit widerfahren ließ und selbst die Häretiker so viel als möglich in Schutz nahm, doch ganz verwandte Erscheinungen, wenn sie ihm in unserer Zeit begegneten, spröde und ungeduldig von sich wies. Es ist bekannt, daß er bei jeder Gelegenheit im mündlichen Gespräche seine entschiedene Antipathie gegen zwei bedeutende Erscheinungen der Gegenwart aussprach, nämlich einerseits gegen die Hegelsche Philosophie und Theologie und zwar gegen die rechte oder positive Seite derselben, Männer wie Marheineke, Göschel, Dorner, Martensen, ebenso sehr, als gegen die negative Linke, die von Baur und Strauß repräsentirt wird, andererseits gegen die kirchliche Orthodoxie, mochte sie nun im Dienste der Union stehen, wie die Hengstenbergische Kirchenzeitung, oder exclusiv lutherisch auftreten, wie in den Schriften von Rudelbach und Guericke. *) Hier muß man zwischen Recht und Unrecht wohl unterscheiden. Neander sah hier zwei gefährliche Extreme, welche die deutsche Jugend des Kleinodes der evangelischen Freiheit zu berauben und in neue Fesseln zu schlagen drohten. Von der Hegelschen Philosophie befürchtete er die Knechtschaft des Geistes, von der strengen Orthodoxie die Knechtschaft des Buchstabens; dort haßte er den einseitigen Intellectualismus und Panlogismus, hier die Engherzigkeit und Verdammungssucht; dort schien ihm das Christenthum in den Wolken des Idealismus sich aufzulösen, hier in Stagnation zu gerathen und zu todtem Formalismus zu erstarren. Außerdem hielt er es für ganz vergeblich, irgend eine

*) Von dem Letzteren hörte ich ihn sehr selten und dann immer ganz vorübergehend und mit Verachtung, als von einem undankbaren Abschreiber, reden, welcher die saure Arbeit Anderer für seinen ultra-lutherischen Dogmatismus und Fanatismus mißbrauche. Das unwürdige Abhängigkeitsverhältniß der „Kirchengeschichte" Guericke's von den Werken Neander's, Hase's und A., seiner „Symbolik" von den Collegienheften Ullmann's (die er im allgemeinen Theil, wie mir Ullmann selbst mittheilte, seiten- und kapitelweise fast Wort für Wort copirte ohne die geringste Anerkennung der Quelle), seiner „Einleitung" von mehreren entsprechenden, aber nicht angeführten Büchern, unter anderm auch von Gerlach's N. T. ꝛc., ist ja bekannt und würde hier gar nicht erwähnt werden, wenn nicht eine englische Vierteljahrsschrift in diesem Lande, welcher wir sonst von Herzen den besten Erfolg wünschen, in wohlmeinender Unwissenheit diesen Guericke zu wiederholten Malen als Einen der größten, wo nicht als den ersten Gelehrten Deutschlands und als einen rechten, des Studiums ganz besonders würdigen Mustertheologen gepriesen hätte!!

einmal dagewesene Entwicklungsstufe der Kirche gewaltsam erneuern zu wollen und dasjenige wieder zu beleben, was von der Geschichte Ein für alle Mal gerichtet war. Wir ehren nun die Motive, welche dieser Polemik zu Grunde lagen, und was seinen Gegensatz zur linken Seite der Hegelschen Schule betrifft, so stimmen wir damit vollkommen überein. Denn dieser moderne Gnosticismus stellt die Vollendung des wissenschaftlichen Unglaubens dar, läugnet das Dasein eines persönlichen Gottes, die selbstbewußte Fortdauer des Menschen nach dem Tode, behandelt die Evangelien wie ein Fabelbuch, erklärt die meisten Schriften des N. T.'s für Producte des frommen Betrugs der nachapostolischen Zeit und löst alle Ideen des Christenthums, so weit er noch daran festhält, in die Dunstgebilde einer nihilistischen Philosophie auf. Gegen diesen vermessenen Pantheismus, der vom Atheismus nur in der Form verschieden ist, gegen diesen lebloſen Begriffsformalismus, der am Ende alles Gemüth im Menschen vernichtet, und ihn zu einem puren Speculanten auf dürrer Heide, zu einem unfruchtbaren Denker des Denkens, zu einem herzlosen Kritiker und Krittler macht, hat Neander öfter, besonders im Privatumgang kräftiges Zeugniß abgelegt und die Rechte des Theismus und die Ansprüche des Lebens vertreten, das mit solchem, wenn auch noch so glänzenden Spiel der Dialektik unmöglich zufrieden sein kann. Ja es wäre zu wünschen, daß er öffentlich, z. B. in seinem Leben Jesu die rein negative Advocatenkritik des Mythologen Dr. Strauß, und ebenso in seinem apostolischen Zeitalter das ganz ähnliche Verfahren des Dr. Baur, Schwegler und Zeller mit der Apostelgeschichte und den N. Tlichen Briefen noch weit schärfer angegriffen hätte. Was aber die positiv christliche Speculation betrifft, welche sich mehr oder weniger an die Hegelsche Philosophie anschloß, so ist er in seiner Polemik dagegen sicherlich zu weit gegangen, wenn wir gleich seinen Sinn für das Einfache, Gesunde und Natürliche bewundern, der dabei oft zu Grunde lag. Gewiß ließ sich an den verschiedenen Versuchen, z. B. eines Göschel und Marheineke, die Hegelsche Philosophie mit dem biblischen Christenthum und der kirchlichen Orthodoxie zu vereinigen, viel aussetzen, gewiß kam dabei viel Verschrobenes und Krankhaftes zum Vorschein; aber das Bedürfniß einer speculativen, die höchsten Forderungen der Vernunft befriedigenden Theologie lag tief in der Entwicklung des Protestantismus, und mehrere der würdigsten und begabtesten Männer — man denke nur z. B. an Daub, Dorner und Rothe — widmeten und widmen noch heute ihre edelsten Kräfte der hohen Aufgabe, die Vernunft mit der Offenbarung zu versöhnen und dabei die Hülfe jenes tiefsinnigen und umfassenden Denkers nicht zu verschmähen, welchen man den deutschen Aristoteles nennen könnte. Neander hatte um so weniger Ursache, die Hegelsche Philosophie sammt Allem, was damit direct oder indirect zusammenhing, mit Stumpf und Stiel zu verdammen, da er ja selbst in Einem höchst wichtigen Punkte mit ihr zusammentraf, nämlich in dem Begriff der Entwicklung, der seiner Kirchengeschichte zu Grunde liegt und — freilich in sehr verschiedener, logisch-dialektischer Gestalt — so zu sagen das Herzblut jener Philosophie bildet.

War er gegen Hegel und seine Schüler entschieden unbillig, so ließ er sich dagegen andererseits zu sehr von sanguinischen Hoffnungen fortreißen, welche sich an den Auftritt Schellings in Berlin und seine „positive" Philosophie knüpften, aber nur in sehr geringem Maaße in Erfüllung gegangen sind. Ebenso wenig können wir endlich seine schroffen Urtheile über die wiedererwachte, streng kirchliche Richtung billigen, wodurch er unnöthiger Weise Zwiespalt in das Lager der Gläubigen brachte und wider Willen den Rationalisten gegen die treuen Diener des Evangeliums eine willkommene Waffe in die Hand gab. Wer wollte läugnen, daß zumal in einer so zerrissenen, haltungslosen Zeit, wie die unsrige, jene Wiederbelebung der symbolischen Theologie ein volles Recht und einen wichtigen Beruf hatte, wenn gleich auch wir natürlich mit Neander in der Ansicht übereinstimmen, daß die Gegenwart eine viel umfassendere Aufgabe zu lösen habe, als bloß die kirchlichen Zustände des 17ten Jahrhunderts mit Stumpf und Stiel wieder herzustellen, was sich ohnedieß doch als eine reine Unmöglichkeit erweisen wird. Zudem konnte sich Neander nicht verhehlen, daß er in den wesentlichsten Punkten des Glaubens mit diesen Vorkämpfern der kirchlichen Orthodoxie harmonirte und sich eigentlich bloß in der wissenschaftlichen Form und im Umfange des Gesichtskreises von ihnen unterschied. Um so unbilliger hat es uns daher geschienen, daß er, während er doch selbst den Dr. Strauß in seinem bekannten Gutachten über das Verbot des berüchtigten „Lebens Jesu" mit einer gewissen Schonung behandelte, sich von seinem Collegen Hengstenberg, der schon so viel von der Schmach Christi getragen, fast gänzlich entfernt hielt und von aller und jeder Theilnahme an der „Evangelischen Kirchenzeitung," besonders wegen ihrer allerdings zu bitteren Angriffe auf das ihm so theure Andenken des großen Schleiermacher, sich zum tiefen Leidwesen der Gläubigen in Berlin förmlich und öffentlich lossagte. Allerdings waren sie ganz verschiedene Naturen, aber nicht mehr, als z. B. Melanchthon und Calvin, die sich dessen ungeachtet innig verehrten und brüderlich liebten.

Jedenfalls war, mag man nun über diese theologischen Richtungen selbst denken, wie man will, die Art und Weise, wie Neander dieselben bei jeder Gelegenheit, besonders in seinen Abendzirkeln, nicht selten durch sklavisch ergebene Studenten aufgestachelt, angriff, keineswegs frei von krankhafter Reizbarkeit und Leidenschaft, welche indeß dazu dienen mußte, seine Freunde von übertriebener Bewunderung und förmlicher Menschenvergötterung abzuhalten.

So hatte denn auch dieser wahrhaft große und gute Mann seine Schwäche zum Beweise, daß auch die höchste menschliche Tugend unvollkommen ist, und wir alle der Gnade und Fürbitte bedürfen. Das wußte der demüthige Neander selbst sehr wohl, wie er denn noch an seinem vorletzten Geburtstage vom Fenster herab vor seinen Schülern ein erschütterndes Bekenntniß seiner Sündhaftigkeit ablegte.

Außer diesen starken und unüberwindlichen Vorurtheilen gegen die beiden ge-

nannten Richtungen konnte man nun aber in der That kaum einen Fehler an ihm entdecken, dagegen eine solche Vereinigung der edelsten Vorzüge und schönsten durch den Geist des Christenthums verklärten Tugenden, wie sie gewiß äußerst selten in einem Individuum zusammentreffen. Die Grundzüge seines Charakters waren Einfalt, Ehrlichkeit, Uneigennützigkeit, Demuth, Liebe. Von allen Ränken und Intriguen, von allen Ungeradheiten und klugen Berechnungen der Weltmenschen hatte er kaum vom Hörensagen eine Ahnung; rein und offen lag seine edle Nathanaelsseele vor Gott und vor jedermann, als die leibhaftige Taubeneinfalt. Vertrauensvoll gab er sich jedem hin und wurde darum freilich auch nicht selten getäuscht. So groß seine Menschenkenntniß in der Theorie war, so oft irrte er in der praktischen Anwendung derselben auf einzelne Fälle, und zwar aus lauter Herzensgüte und Kindeseinfalt. Wollte man den großen Ausspruch des Erlösers: „Es sei denn, daß ihr werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen," aus einem lebendigen Beispiele verstehen und bewundern lernen, so durfte man nur mit Neander bekannt werden. Er war in der That und Wahrheit ein Kind an der Bosheit, und doch zugleich ein Riese an Verstand. In meinem ganzen Leben habe ich nirgends kindlichere und darum liebenswürdigere Gemüther unter Gelehrten getroffen, als den Theologen Neander und den frommen Naturforscher und Reisenden G. H. von Schubert in München. Und wer bewundert nicht den herrlichen Wahrheitssinn, die zarte Gewissenhaftigkeit Neanders in allen seinen wissenschaftlichen Forschungen und selbst in denjenigen seiner — sei es nun richtigen oder unrichtigen — Ansichten, welche von der älteren Orthodoxie abwichen! Seine Uneigennützigkeit war, man kann wohl sagen, unbegrenzt. Freilich hatte er für seine eigene Person äußerst wenige Bedürfnisse, seine Kleidung war von der einfachsten Sorte, seine Mäßigkeit im Essen und Trinken erinnerte an die Lebensweise der alten Asketen und an den heiligen Antonius, der sich schämte, als unsterblicher Geist, irdische Speise zu sich zu nehmen. Auch mußte er schon wegen seines unpraktischen, von der Welt abgezogenen Wesens den Werth des Geldes gar nicht zu schätzen, und hätte seine Schwester ihm nicht diese zeitliche Sorge abgenommen, so wäre er wohl unzählige Male aus lauter Wohlthätigkeit auf den Bettelstab gerathen. In dieser Hinsicht war auch keine Spur von jüdischer Herkunft an ihm zu bemerken. Bekanntlich erhalten die Universitätslehrer in Deutschland einen Theil ihrer Besoldung von den Studenten, welche für jeden Cursus eine bestimmte Summe an den Quästor zu bezahlen haben. Die Erlassung des Honorars von Neander zu erhalten, war aber die leichteste Sache von der Welt, und auch hierin wurde er gar häufig von solchen hintergangen, welche nichts weniger, als arm waren. Ihm verdankt der Verein für kranke Studenten in Berlin seine Entstehung, und diesem widmete er das ganze Einkommen mehrerer seiner Schriften. Jeder Hülfsbedürftige und Nothleidende fand bei ihm ein mitfühlendes Herz und eine freigebige Hand. Ich erinnere mich noch besonders lebhaft, welche herzinnige Theilnahme er für einen blinden

Jüngling empfand. Dieser wohnte nämlich im Jahre 1840 und 41 mit heißem Durst nach religiöser Erkenntniß und rührender Sehnsucht nach dem Lichte der Offenbarung mehreren seiner Vorlesungen über Kirchengeschichte und Exegese bei und erzählte dann seinem Führer mit der freudigsten Dankbarkeit von der geistigen Erquickung, welche ihm daraus zu Theil wurde. Als Neander von seiner hülfsbedürftigen Lage hörte, gerieth er in die größte innere Bewegung, erkundigte sich mit weit aufgeschlagenen Augen und steigender Unruhe nach den Einzelnheiten und eilte dann zu seiner Schwester, um sofort Hülfe für ihn zu schaffen. Diese Scene machte auf mich, der ich gerade in seiner Studirstube war, einen um so tieferen Eindruck, da Neander, vermöge seines totalen Mangels an praktischem Geschick, selbst das Ansehen einer gewissen Hülfsbedürftigkeit an sich trug und bei der größten Bereitwilligkeit zur Linderung der Noth doch über die Wahl der besten Mittel und Wege verlegen und bekümmert schien, bis ein Student oder seine schwesterliche Gehülfin ihn von dieser Sorge befreite. Und wie unendlich viel Gutes hat er nicht gethan, was erst die Ewigkeit enthüllen wird! Denn gerade er war im vollen Maaße der Mann, der, ein Todfeind alles Scheins, die linke Hand nicht wissen ließ, was die rechte that. Gewiß besaß er schon von Natur einen hohen Grad von Herzensgüte, aber sie war in das Element der Gnade erhoben und von der Liebe Christi, des Weltheilandes, gewürzt und geheiligt. Geschlechtliche Liebe kannte er nicht; und doch wie hoch dachte er von dem Adel und der Würde des Weibes, wie schön wies er den gesegneten Einfluß frommer Mütter auf die sittlich religiöse Bildung mehrerer der größten Kirchenlehrer, z. B. des Gregor von Nazianz, des Chrysostomus und Augustinus, nach, wie zärtlich war er seinen Schwestern, besonders derjenigen zugethan, welche ihren Lebensberuf darin fand, für seine irdischen Bedürfnisse zu sorgen, damit er mit seinem reichen Geiste ungestört der Kirche dienen könne! Söhne und Töchter waren ihm versagt; dafür war er aber ein rechter Studentenvater. Nie hat wohl ein Professor die theologische Jugend so innig und so herzlich geliebt, wie Neander. Kein Wunder, daß auch sie ihm mit begeisterter Gegenliebe und Dankbarkeit zugethan war. So oft sein Geburtstag wiederkehrte, brachten sie ihm ein passendes Geschenk und eine Serenade, nicht selten einen großartigen Fackelzug dar, und daran nahmen nicht bloß seine unmittelbaren Schüler, sondern auch hunderte von Studenten anderer Facultäten lebhaften Antheil. Und wie er jedem deutschen Jüngling gerne als Wegweiser diente, so war ihm auch jeder Ausländer willkommen, der ihn als Theologe oder als Freund des Reiches Gottes besuchte. In Frankreich, England, Schottland und Nordamerika leben viele der würdigsten Geistlichen verschiedener Confessionen, welche persönlich seine Herzensgüte und Gastfreundschaft erfahren haben und stets in dankbarem Andenken behalten werden. Bei solchen Besuchen, wo ihm seine Gewandtheit in der französischen und englischen Sprache vortreffliche Dienste leistete, hat er manch edlen Saamen in ferne Länder aus-

gestreut, der seitdem in unbemerkter Stille aufgegangen ist und hundertfältig Früchte trägt. Für Amerikaner hatte er eine gewisse Vorliebe, weil eine freie, von allen Einflüssen der Politik ungetrübte Entwicklung des religiösen Lebens seinem Geschmack besonders zusagte, obwohl er natürlich die Spaltung und Zerrissenheit der Kirche in diesem Lande nicht billigen konnte und in der Nähe noch viel mehr beklagt haben würde, als von weiter Ferne. Denn er war ja im emphatischen Sinne ein Mann der Union und wollte ebensowohl Einheit in der Mannigfaltigkeit, als Mannigfaltigkeit in der Einheit.

Dieser herrliche Charakter voll Kindeseinfalt, zarter Gewissenhaftigkeit, unermüdlicher Berufstreue, inniger Liebe und Aufopferung, dieses ganz den höchsten Zwecken des Geistes, der Förderung der Wahrheit und der Frömmigkeit geweihte Leben blieb fortwährend in der Demuth gewurzelt und durch sie bewahrt. Neander kannte das tiefe Verderben der menschlichen Natur, die absolute Nothwendigkeit der erlösenden Gnade in Christo, er stellte sich in der heiligsten Beziehung gern dem Geringsten gleich, zog trotz seiner seltenen Gelehrsamkeit eine einfache, schmucklose Verkündigung des Evangeliums für arme Sünder der glänzendsten Entfaltung rhetorischen Talentes vor, lauschte sonntäglich mit rührender Aufmerksamkeit und Andacht der thörichten Predigt vom Kreuze, welche doch alle Weisheit dieser Welt zu Schanden macht, und ließ sich selbst durch seine ungemeine Popularität und seinen über die ganze theologische Welt verbreiteten Ruhm nie von Stolz und Eitelkeit verblenden, nie auch nur einen Finger breit vom Pfade jener Tugend abwendig machen, die schon Chrysostomus das Fundament der christlichen Sittlichkeit nennt; er blieb bis zum letzten Hauche einfältig und demüthig, wie ein Kind, und wollte nichts in sich selber, Alles nur in Christo und durch Christum sein. Eines seiner Lieblingsmotto, das er mir ins Stammbuch schrieb, war: Theologia crucis, non gloriae, und demgemäß hat er gelebt, geredet und geschrieben, bis seine morsche Hülle zusammenbrach und sein Geist zum Anschauen des gekreuzigten und nun verherrlichten Heilandes emporgehoben wurde.

Neander hatte immer einen schwächlichen und kränklichen Körper. In den letzten Jahren seines Leben aber sollte er noch in ganz besonderem Sinne ein Theologe des Kreuzes werden und es erfahren, daß die via lucis eine via crucis sei. Durch eine dunkle, aber gnädige Führung des Herrn wurde ihm, wie dem erhabenen Dichter des verlorenen aber wiedergefundenen Paradieses, das Licht seiner schon längst durch das anhaltendste Studium bei Tag und bei Nacht abgeschwächten Augen fast gänzlich geschlossen,—eine doppelt schwere Prüfung für einen Gelehrten, zumal für einen Historiker, dem die Augen bei weitem das kostbarste und unentbehrlichste Organ sind. Da sollte dieser Liebling Gottes durch Leiden vollendet werden. Er hatte in seinem Glauben die Kraft, auch diese Schickung zu tragen, und auf ihn könnte man in vollem Maaße anwenden, was einst der heil. Antonius zu dem blinden Kirchenlehrer Didymus von Alexandrien sagte: „Laß es doch nicht betrüben, daß dir die Augen fehlen, mit welchen

auch Fliegen sehen können; sondern freue dich, daß du Augen hast, mit denen auch Engel sehen, durch welche Gott geschaut und Sein Licht empfangen wird.“ Kein Murren, kein Laut der Klage und der Unzufriedenheit kam über Neander's Lippen, und so setzte er seinem Charakter durch Geduld und stille Ergebung in Gottes Willen die Krone auf. In seiner Arbeit ließ er sich durch diese Krankheit nicht stören und erwies eine seltene Herrschaft des Willens über die widerstrebende Natur. Nicht nur hielt er nach wie vor mit der gewissenhaftesten Berufstreue seine Vorlesungen, sondern er setzte auch seine schriftstellerischen Arbeiten mit Hülfe eines Vorlesers und Schreibers ununterbrochen fort. Ja er begründete noch mit dem Beginn des Jahres 1850 in Verbindung mit Dr. Jul. Müller in Halle und Dr. Nitzsch in Berlin die werthvolle „deutsche Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben“ und lieferte dafür mehrere vortreffliche Aufsätze, besonders einen Rückblick auf die erste Hälfte dieses Jahrhunderts, über den Unterschied zwischen der hellenischen und christlichen Ethik und über praktische Bibelerklärung, in denen er kurz vor seinem Abschied von der Erde noch einmal mit ungeschwächter Kraft aufflog wie ein Adler.

Was sein verklärter Freund Schleiermacher schon in seinen „Monologen“ sich wünschte und nachher wirklich erhielt, das ward auch Neandern zu Theil, nämlich zu sterben im Vollbesitz seiner geistigen Vermögen und inmitten seiner Thätigkeit. Noch acht Tage vor seinem Tode hielt er, aus Veranlassung der Besuchsreise Gützlaff's, „des Apostels der Chinesen,“ mit jugendlicher Frische eine Rede über die chinesische Mission und warf einen begeisterten Blick in die künftigen Triumphe des Reiches Gottes, dessen Wachsthum an der Hand jener Zwillingsgleichnisse vom Senfkorn und vom Sauerteig zu beschreiben, er für die Hauptaufgabe seines Lebens hielt. Am darauffolgenden Montag, den 8ten Juli hielt er seine letzte Vorlesung unter heftigen Schmerzen eines choleraartigen Anfalls, so daß ihm die Stimme mehrmals versagte und er kaum mit Hülfe der Studirenden die Stufen des Katheders herabsteigen konnte. Dessen ungeachtet setzte er gleich nach kaum berührtem Mittagsmahl sein Dictat am letzten Band seiner Kirchengeschichte, der den Schluß des Mittelalters und die Vorbereitungen zur Reformation darstellen soll, fort, bis die gewaltsam niedergekämpfte Natur ihr Recht verlangte und ihn an's Bette fesselte. Da hatte er die letzte und schwerste Prüfung zu bestehen, von der Arbeit für's Reich Gottes zu ruhen, die stets sein Leben und seine höchste Freude gewesen war. Zwar suchte er mehrmals sich wieder aufzuraffen und seinen sinkenden Körper zu bezwingen, und er ward fast ungeduldig, als die Aerzte es nicht zuließen. Da erinnerte ihn die liebende Schwester an das Wort, womit er sie in ihren Krankheiten zur Folgsamkeit gegen den Arzt zu bewegen pflegte: „Es kommt von Gott, darum müssen wir uns gerne darein fügen.“ Darauf erwiederte er beruhigt und wie beschämt: „Das ist wahr, Hannchen, es kommt Alles von Gott, und wir

müssen ihm dafür danken.“ So war einst der große Bischof Chrysostomus, dessen Leben und Wirken Neander mit besonderer Vorliebe seinen Zeitgenossen geschildert, in der Verbannung mit dem Rufe verschieden: „Gott sei für Alles gepriesen!“ Doch noch wenige Stunden vor seinem Tode, am Samstag Nachmittag ermannte sich der „Vater der neueren Kirchengeschichte“ noch einmal und dictirte, den Faden seines nunmehr unvollendeten Hauptwerkes gerade da anknüpfend, wo er ihn verlassen hatte, eine Schilderung der Gegensätze unter den sogenannten „Gottesfreunden,“ jenen merkwürdigen deutschen Mystikern des 14ten und 15ten Jahrhunderts, welche mit so vielen anderen Erscheinungen jener, unserer Zeit nicht unähnlichen Uebergangsperiode die Reformation und die Schöpfungen des Protestantismus theils negativ, theils positiv anbahnten. Nach diesem würdigen Abschluß seiner literarischen Thätigkeit, um halb zehn Uhr sehnte er sich nach Ruhe und richtete, wie am Ende einer mühsamen Reise, halb träumend an seine Schwester die bedeutsamen Worte: „Ich bin müde, laß uns nach Hause gehen!“ Als das Lager durch Freundeshand zum letzten Schlummer zurecht gemacht war, faßte er noch die ganze Innigkeit und Herzlichkeit seines Wesens in die kaum vernehmlichen Worte zusammen: „Gute Nacht!“ schlief dann vier Stunden, immer leiser und langsamer athmend, und erwachte am Wochenfeste der Auferstehung des Herrn, an dem Sonntage, der im Kirchenjahr der Sonntag der Erquickung heißt, im Morgen der Ewigkeit, unter den Friedenspalmen der himmlischen Gemeinde. Dort ruht er nun neben seinen geistesverwandten Lieblingen, Melanchthon, Bernhard, Anselm, Chrysostomus, Augustinus und dem heil. Johannes, von aller Arbeit in seliger Freude an der Brust Dessen, Den er hier, nicht sehend, geliebt, sein verklärtes Auge an jener Herrlichkeit weidend, von welcher alle irdische Schöne nur ein schwacher Abglanz ist.

Wir aber, die wir noch an den Staub der Erde gefesselt und mitten unter den wogenden Gegensätzen und wachsenden Verwirrungen der streitenden Kirche wirken und kämpfen, wir flehen demüthig zum Herrn, daß Er recht bald das johanneische Zeitalter, das der selige Neander, der „Praeceptor Germaniae,“ so oft prophetisch verkündigt hat, das Zeitalter der Liebe, des Friedens, der Versöhnung aller kirchengeschichtlichen Gegensätze herbeiführen möge, wo alle Kniee derer, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, sich vor Ihm beugen und alle, die Jesum Christum lieb haben, Herz und Mund vereinigen werden zum harmonischen Preise des dreieinigen Gottes!

Man wird es dieser höchst mangelhaften Skizze anmerken, daß ihr mehr, als ein bloß literarisches Interesse an Neander zu Grunde liegt. Zwar gehörte ich nicht zu dem engeren Kreise seiner Schüler und Anhänger. Als ich mit ihm bekannt wurde, hatte ich meine theologischen Studien zum Theil unter ganz anderen Einflüssen in Tübingen und Halle schon beinahe vollendet und ich hörte

bei ihm bloß Eine Vorlesung, nämlich den dritten Theil der Kirchengeschichte von der Reformation bis auf die Gegenwart. Ich gestehe, daß mir das ewige Schimpfen mehrerer seiner unselbstständigen Anbeter auf Hegel einerseits und auf Hengstenberg andererseits (den ich persönlich sehr hochachten und lieben lernte) zuwider war, so daß ich seine Abendzirkel, wo sich seine Studenten um ihn versammelten, nie besuchte, so gern ich auch um *seinet* willen hingegangen wäre. Ueberhaupt stand ich zur speculativen Theologie und zur kirchlichen Orthodoxie in einem Verhältniß, welches er nicht ganz billigen konnte. Jene schien mir und scheint mir noch immer allein geeignet zu sein, gewisse Probleme der Gegenwart, besonders die christologische Frage, auf eine genügende Weise zu lösen oder wenigstens der endlichen Lösung näher zu führen; diese dagegen halte ich nicht nur für einen Damm gegen die destructiven Tendenzen des Unglaubens, sondern auch für eine heilsame Ergänzung des einseitigen Subjectivismus, an dem der ganze moderne Protestantismus leidet. Denn soll die neuere evangelische Theologie, unter deren Begründern wir dem genialen Schleiermacher eine der ersten Stellen anweisen, ihre Mission ganz erfüllen, so darf sie nie den Zusammenhang mit dem Glauben der Väter aufgeben und muß im umfassendsten Sinne praktisch und kirchlich werden, d. h. zu einer Neugestaltung des kirchlichen Gesammtlebens führen, welches die Resultate der früheren Entwicklung und die höchsten Blüthen und Früchte der katholischen und protestantischen Vergangenheit in sich vereinigt und im Leben, wie in der Lehre darstellt. Allein trotz dieser Differenzen, welche ja das Wesen des christlichen Glaubens nicht berühren, bin ich von Neander stets als Student, dann beim Licentiatenexamen, in der Disputation, Habilitation und als Privatdocent mit der größten Freundlichkeit und wahrhaft väterlicher Liebe behandelt und bereitwilligst in meinen Studien unterstützt worden. Ich habe manche köstliche Stunde theils allein mit ihm in seiner Studirstube, theils beim Mittagsmahl, zu dem er seine näheren Freunde so oft einzuladen pflegte, zugebracht und halte es für eine besonders gnädige Führung des Herrn, daß Er mir gestattet hat, mit einem solchen Theologen, bei dem Gelehrsamkeit und Frömmigkeit so harmonisch zusammenklangen und aus dessen gebrechlicher Hülle das Leben Jesu Christi in überirdischer Schöne hervorstrahlte, in so nahe Berührung zu treten und sein theures Bild mit der kräftigen Mahnung zur Einfalt, zur Sanftmuth, zur Demuth, zur Liebe und zum Trachten nach dem, was droben ist, der Erinnerung einzuprägen. Als ich dann a. 1843 zum Theil auf Neanders Empfehlung hin ganz ungesucht und unerwartet nach Mercersburg berufen wurde, gab er mir beim Abschied seinen warmen Händedruck und seine herzlichsten Segenswünsche mit, an die ich nie ohne dankbare Rührung zurückdenken kann. Obwohl ich nun seither durch meine Stellung unvermeidlich mit der englisch-amerikanischen Theologie und Religion in theils negative, theils positive Berührung getreten bin und mich gewöhnt habe, die Welt- und Kirchengeschichte, so zu sagen, vom amerikanischen, oder genauer von anglogermanischem Gesichtspunkt aufzufassen, so bin ich doch mit Neanders Werken in fast täglicher Ver-

bindung geblieben und habe aus ihnen besonders in Bezug auf die Kenntniß des patristischen Zeitalters mehr, als von irgend einem anderen Historiker gelernt. Als ich mich daher vor anderthalb Jahren zur Herausgabe einer eigenen Kirchengeschichte entschloß, hielt ich es für eine einfache Pflicht der Dankbarkeit, dem verehrten Lehrer und väterlichen Freunde den ersten Band des beabsichtigten Werkes zu dediciren und fragte deshalb vorher bei ihm um Erlaubniß an. Darauf schrieb er mir, obwohl schon beinahe erblindet, mit eigener zitternder Hand, in fast unleserlichen Zügen einen Brief, welchen ich deßhalb hier noch zum Schlusse mittheile, weil er wahrscheinlich Einer der letzten ist, die aus seiner Feder flossen, und weil er zugleich ein merkwürdiges Urtheil über die Ereignisse des Jahres 1848 und die gegenwärtige Krisis der europäischen Cultur enthält, also auch in dieser Hinsicht für seine zahlreichen Freunde und Schüler nicht ohne Interesse sein möchte.

„Mein theurer Freund!

„Ich kann Ihnen nur meinen herzlichen Dank sagen für das Zeichen Ihres liebevollen Andenkens, das Sie mir öffentlich geben, und für die Ehre, die Sie mir erweisen wollen, indem ich Ihnen zu Ihrem Werke alle Erleuchtung und Kraft von oben wünsche.

Was Ihr Journal betrifft, so glaube ich, ich habe etwas von demselben durch Ihre Güte, für die ich herzlich danke, erhalten. Es ist gut, daß Sie mich daran erinnern. Ich kann jetzt leicht etwas vergessen und unbenutzt liegen lassen, da ich nur durch fremde Augen lesen kann, seit zwei Jahren leidend an den Folgen einer auf die Augen zurückgefallenen Gicht.

Ich hatte mir vorgenommen, Ihnen zugleich mit diesem Briefe etwas Neues von mir und meine neuen Auflagen zuzusenden; aber es ist nun unterblieben, da es sich gerade trifft, daß ich alle Exemplare früher verschenkt habe. Wenn der gnädige Gott mich nicht mit meiner Augenkrankheit heimgesucht hätte würde ich wohl längst die Freude gehabt haben, meinen neuen Band der Kirchengeschichte bis auf die Reformation, vielleicht die Reformationsgeschichte selbst Ihnen zusenden zu können.

Was man in dem traurigen Jahre 1848 in unserm armen Vaterlande Freiheit nannte, ist etwas ganz anderes, als was der aus den Blüthen englischer Frömmigkeit stammende Geist in Ihrem Amerika sucht und meint. Es war hier der Kampf zwischen Atheismus und Christenthum, zwischen Vandalismus und ächter Bildung. Schon vor Jahrzehnden weissagte ich es, daß die Weltweisheit des einseitigen Logismus, des Verstandesfanatismus und der Selbstvergötterung zu diesen Folgen ihrer consequenten ** (— das nächste Wort kann ich schlechterdings nicht entziffern, es sieht beinahe aus, wie „Dichtungen," soll aber dem Sinne nach wohl so viel sein als Speculation —) führen müßte, wie durch die Popularisirung derselben geschehen ist. Nicht, als ob diese Weltweisheit allein die

Schuld trüge, aber sie war der consequenteste wissenschaftliche Ausdruck des herrschenden Zeitbewußtseins und seiner Richtung. Dabei läugne ich nicht, daß auch wahre Bedürfnisse im Zeitgeiste vorhanden sind, und daß nur durch Befriedigung derselben, welche allein das Evangelium zu gewähren vermag, dauernde Heilung erfolgen kann. Wir stehen am Rande des Abgrundes, des Untergangs alt=europäischer Bildung, oder an den Grenzen, wo eine neue schöpferische Aera durch mannigfache Stürme sich anbahnen soll, ein neuer großer Act in dem Weltumbildungsprocesse des Christenthums. Wir wollen von der Gnade des langmüthigen Gottes das Letztere hoffen.

Ihnen den reichsten göttlichen Segen für all die Ihrigen, für Ihren Beruf und Alles, was der gnädige Gott in Ihre Hände gelegt hat, wünschend, verbleibe ich

herzlich der Ihrige

A. Neander."

Berlin den 28sten Oct. 1849."

Das Diakonen= und Diakonissenamt.

Ueber den Ursprung des Diakonats oder Helferamts besitzen wir einen anschaulichen Bericht im sechsten Kap. der Apostelgeschichte. Die nächste Veranlassung zur Einsetzung desselben lag in der freiwilligen Gütergemeinschaft der Gemeinde von Jerusalem Apg. 2: 45., 4: 34—37. und zwar speciell in der Klage der Hellenisten oder griechischen Juden, daß ihre Wittwen bei der täglichen Speise= und Almosenvertheilung hinter den palästinensischen, aramäisch redenden Judenchristen zurückgesetzt würden, was in der Unbekanntschaft der Austheilenden mit diesen Wittwen, die sich als Fremde etwas zurückzogen, auch vielleicht in einer gewissen Eifersucht und Spannung zwischen den eigentlichen Hebräern und ihren ausländischen Stammgenossen seinen Grund haben mochte. Anfangs besorgten die Apostel, welche ja auch die gemeinsame Kasse verwalteten (Apg. 4: 35. 37., 5: 2.), diesen Liebesdienst selbst oder sie bedienten sich gewisser Mittelspersonen, vielleicht der jüngeren Gemeindeglieder (5: 6. 10.), welche diese Beschwerde verursacht hatten. Je mehr sich aber die Gemeinde ausdehnte, desto weniger konnten sie sich mit solchen äußeren Angelegenheiten befassen, ohne ihrem wichtigeren inneren Berufe Eintrag zu thun. „Es taugt nicht," sagten die

Zwölfe, 6: 2., „daß wir mit Hintansetzung des Wortes Gottes zu Tische dienen“ d. h. bei den täglichen Liebesmahlen die Aufsicht führen und die Almosenvertheilung selbst besorgen. Um daher ganz dem Gebete und der Predigt des Evangeliums sich widmen zu können und jener Unzufriedenheit durch eine feste Einrichtung abzuhelfen, schlugen sie die Wahl von sieben Männern von gutem Rufe, voll heil. Geistes und Weisheit zu diesem besonderen Berufe vor und weihten dieselben, nachdem sie von der Gemeinde gewählt worden waren, feierlich durch Gebet nnd Handauflegung ein. Zwar heißen diese Beamten in der Apostelgeschichte bloß οἱ ἑπτά, die Siebenmänner (21: 8.), und nicht Diakonen, d. h. Diener oder Helfer; daß sie aber solche waren, geht theils aus den Ausdrücken διακονία, διακονεῖν τραπέζαις, womit ihr Amt 6: 1. 2. bezeichnet wird, theils aus der fast allgemeinen exegetischen Tradition hervor.*) Aus den griechischen Namen der Gewählten, Stephanus, Philippus, Procherus, Nikanor, Timon, Parmenas und Nikolaus, eines antiochenischen Proselyten, kann man, obwohl nicht mit völliger Sicherheit, auf ihre griechische Abstammung schließen. Dieß erklärt sich einfach daraus, daß jene Klage von den Hellenisten ausgegangen war, auf welche die Gemeinde bei der Wahl in unparteiischer Liebe Rücksicht nahm, und nöthigt uns keineswegs zu der Annahme einiger Gelehrten, daß Lukas Apg. 6. bloß die Einsetzung von Diakonen für den hellenistischen Theil der Gemeinde berichte, und daß es für den hebräischen Theil schon früher, vielleicht von Anfang an solche gegeben habe.

Von Jerusalem verpflanzte sich eine ähnliche Einrichtung auf die übrigen Christengemeinden. Denn wenn auch in diesen keine Gütergemeinschaft Statt fand, se mußte doch überall auf eine geordnete Weise für die Armen und Kranken, sowie für die äußeren Dienstleistungen beim Gottesdienste gesorgt werden. Zwar wird Apg. 14: 23. (vgl. Tit. 1: 3.) bloß die Einsetzung von Presbyterien berichtet,†) ausdrücklich aber begegnen uns die Diakonen in der Gemeinde zu Rom (Röm. 12: 7. εἴτε διακονίαν, ἐν τῇ διακονίᾳ), zu Philippi (Phil. 1: 1.), zu Korinth, da der Schluß aus der Existenz einer Diakonisse, der Phöbe zu Kenchreä (Röm. 16: 1.),

---

*) Die alte Kirche hielt sogar die heilige Siebenzahl in diesem Falle für bindend, und in Rom z. B. gab es noch im dritten Jahrhundert bloß sieben Diakonen, obwohl die Zahl der Presbyter auf 40 sich belief.

†) Lukas erwähnt überhaupt die Diakonen außer 6: 3. und 21: 8. nie, und auch da nicht mit diesem Namen, dagegen die πρεσβύτεροι häufig (11: 30., 14: 23., 15: 4. 6. 23., 20: 17., 21: 18.). Dieß legt die Vermuthung nahe, daß er den letzteren Ausdruck in weiterem Sinne faßt, so daß er zugleich die Diakonen in sich schließt, als der gemeinsame Ehrenname der ἐπισκοποῦντες und διακονοῦντες. In diesem Falle könnte man um so weniger die νεώτεροι Apg. 5: 6. 10. mit Mosheim und Anderen auf die Diakonen beziehen.

auf männliche Diakonen gewiß wohlberechtigt ist, und da wir unter dem Charisma der Dienstleistung, den ἀντιλήψεις 1 Kor. 12: 28., besonders die Befähigung zu den Pflichten und Geschäften des Helferamtes zu verstehen haben; überhaupt müssen wir diese Beamten in allen paulinischen Gemeinden voraussetzen, da der Apostel dem Timotheus und Titus besondere Instructionen in Betreff ihrer Wahl und nöthigen Eigenschaften ertheilt.

Was nun den Beruf dieser Diakonen betrifft, so bestand er, wie aus dem obigen Berichte der Apostelgeschichte erhellt, zunächst und hauptsächlich in der Armen- und Krankenpflege. Damit steht nicht im Widerspruch, daß nach Apg. 11: 30. die antiochenische Geldcollecte an das Presbyterium zu Jerusalem abgeliefert wurde. Man wird sich das Verhältniß wohl so denken müssen, daß die Aeltesten die eigentlichen Schatzmeister der Gemeinde waren, und daß die Diakonen unter ihrer Aufsicht die Beiträge an die bedürftigen Glieder der Gemeinde vertheilten, vielleicht auch die Almosen sammelten. Mit diesem äußeren Geschäfte verband sich nun aber von selbst auch eine Art von Seelsorge, da ja die Armuth und das Krankenbett die reichste Gelegenheit zur Belehrung, Ermahnung und Tröstung darbietet, und da nach dem Geiste des Christenthums die leibliche Unterstützung nur eine Brücke und ein Beförderungsmittel für die Darreichung der viel köstlicheren Güter des Evangeliums sein soll. Die Hülfeleistungen (ἀντιλήψεις), welche der Apostel 1 Kor. 12: 28. unter den Geistesgaben aufzählt, beziehen sich wohl auf das Gesammtgebiet dieser praktischen Liebespflichten der Diakonen. Daher wurde von vorneherein bei ihrer Anstellung auf Männer gesehen, welche sich durch Glaubenskraft und frommen Wandel auszeichneten (Apg. 6: 3. vgl. 5. 8.), und Paulus verlangt 1 Tim. 3: 8 ff. von einem rechten Diakonus einen ehrbaren Wandel, Aufrichtigkeit, Mäßigkeit, Freiheit von Gewinnsucht (wozu die anvertrauten Gelder leicht verführen konnten) und lautere Erkenntniß der göttlichen Heilswahrheiten. Das Letztere deutet auch wieder auf eine Theilnahme an der Seelsorge und zugleich am Lehramte hin. Daß nämlich die Helfer damals auch das Evangelium verkündigten, wenn sie die Gabe dazu hatten, folgt einmal schon aus der allgemeinen Lehrfreiheit 1 Kor. 14: 23—36. und wird sodann ausdrücklich bestätigt durch das Beispiel des Märtyrers Stephanus, dieses hocherleuchteten Vorgängers des großen Heidenapostels (Apg. 6: 8—10. 7: 1—53.), und des Philippus, ebenfalls Eines der Siebenmänner von Jerusalem (8: 5 ff. 26 ff.). Es war sehr natürlich, daß diejenigen, welche sich in dieser Hinsicht durch Gabe und Eifer auszeichneten, zu höheren Aemtern vorrückten. So wird der eben erwähnte Philippus später (21: 8.) „Evangelist" genannt, und die meisten Ausleger verstehen die Stelle 1 Tim. 3: 13. von einer Beförderung vom Diakonat zum Presbyterat.

Aus allem diesem erhellt, daß die Diakonen in der apostolischen Kirche

einen weit höheren und geiſtigeren Beruf hatten, als die Aufwärter der jüdiſchen Synagogen, die ſogenannten חזנים (ὑπηρέται bei Luk. 4: 20. vgl. Joh. 7: 32.), welche die Synagogen öffneten und ſchloſſen, für deren Reinheit ſorgten und die Bücher zum Vorleſen darreichten. Man darf daher jenes Amt nicht für eine bloße Nachahmung von dieſem halten, wie bisweilen geſchieht. Inſofern aber kann man ſie allerdings mit einander vergleichen, als ſich ſchon frühzeitig wie von ſelbſt zu dem eigentlichen Berufe der Diakonen auch gewiſſe Dienſtleiſtungen bei der Verwaltung der Sacramente und den anderen gottesdienſtlichen Functionen geſellen mochten. Denn wenn ſich dafür auch kein directer Beweis aus dem N. T. führen läßt, ſo kann man es doch mit ziemlicher Sicherheit theils aus der damaligen engen Verbindung der gemeinſchaftlichen Liebesmahle, welche dieſe Beamten zu beſorgen hatten (διακονεῖν τραπέζαις Apg. 6: 2.), mit der täglichen Abendmahlsfeier, theils aus der ſpäteren kirchlichen Einrichtung ſchließen. Irgend jemand mußte dieſe Dienſte leiſten, und den Diakonen lag das offenbar am nächſten; nur darf man ſich dieß nicht als ihr einziges oder wichtigſtes Geſchäft denken. — So ſtanden dieſe Beamten da als die lebendigen Vermittler zwiſchen der Gemeinde und den Presbytern, aus der Mitte der Gemeinde hervorgegangen, von ihr in ganz demokratiſcher Weiſe gewählt (vgl. Apg. 6: 2 ff.), mit ihren Bedürfniſſen innig vertraut und darum vortrefflich geeignet, den Presbytern rathend und helfend in allen ihren Amtsgeſchäften zur Seite zu ſtehen.

Diakoniſſen.

Neben dem Helferamt finden wir in der apoſtoliſchen Kirche das Inſtitut der weiblichen Diakonen oder Diakoniſſen, welches dem erſten ergänzend zur Seite ſteht und ſich in der griechiſchen Kirche bis in's dreizehnte Jahrhundert erhalten hat. Man leitet daſſelbe gewöhnlich von den heidenchriſtlichen Gemeinden her, wo die Weiber ſehr zurückgezogen lebten, und ihr Verkehr mit den Männern in engere Grenzen eingeſchloſſen war, als unter den Juden. *) Aber nicht nur die Geſetze des Anſtandes, ſondern das allgemeine Bedürfniß brachte es mit ſich, für die ſpecielle Seelſorge, die Armen- und Krankenpflege unter dem weiblichen Theil der Gemeinde ein entſprechendes Amt zu gründen. Hier war den Frauen, welchen der Apoſtel das öffentliche Auftreten in den Verſamm-

*) So bemerkt Grotius ad Rom. 16: 1.: In Iudaea Diaconi viri etiam mulieribus ministrare poterant: erat enim ibi liberior ad foeminas aditus quam in Graecia, ubi viris clausa γυναικωνῖτις. Ideo dupplici in Graecia foeminarum auxilio Ecclesiae opus habuere, etc. Vgl. Rothes Anfänge der chriſt. Kirche ꝛc. S. 246.

lungen untersagt (vgl. 1 Kor. 14: 33 f.), ein schöner und weiter Wirkungskreis zur Entfaltung ihrer eigenthümlichen Gaben, zur Uebung ihrer reichen Liebe und Aufopferung eröffnet, ohne daß sie aus ihrer natürlichen Sphäre herauszutreten brauchten. Vermöge dieses Amtes konnten sie die Segnungen des Evangeliums in die geheimsten und zartesten Fugen des häuslichen Lebens einführen und ungesehen von der Welt, in aller Stille und Bescheidenheit unsäglich viel Gutes stiften. — An diese Verpflegung der Wittwen, der Armen und Kranken schlossen sich dann wohl, wie bei den männlichen Diakonen, ganz unvillkührlich noch manche andere Dienstleistungen an, obwohl wir keine ausdrücklichen Nachrichten darüber besitzen. Dahin rechnen wir die Erziehung verwaister Kinder, die Verpflegung der Fremden, die Ausübung der Gastfreundschaft (vgl. 1 Tim. 5: 10.) und den nöthigen Beistand bei der Taufe von Personen weiblichen Geschlechts, zumal bei der damaligen Sitte der gänzlichen Untertauchung.

Das Vorhandensein solcher Diakonissen in der apostolischen Kirche geht unzweideutig hervor aus Röm. 16: 1., wo Paulus den römischen Christen die Schwester Phöbe, welche wahrscheinlich den Brief überbrachte, zu liebreicher Aufnahme empfiehlt und sie als „eine Dienerin der Gemeinde von Kenchreä" bezeichnet (οὖσαν διάκονον τῆς ἐκκλησίας τῆς ἐν Κεγχρεαῖς). Vielleicht dienten die Frauen Tryphäna, Tryphosa und Persis, welche V. 12. wegen ihrer Arbeit in dem Herrn belobt werden, in derselben Eigenschaft an der römischen Gemeinde. Dagegen ist noch immer streitig, ob unter den Wittwen 1 Tim. 5: 9—15. eigentliche Diakonissen, *) oder Presbyterissen (πρεσβύτιδες, viduae ecclesiasticae), welche in der nachapostolischen Zeit über den weiblichen Theil der Gemeinde, besonders über die Wittwen und Waisen eine gewisse Aufsicht führten, †) oder endlich, wie Neander annimmt, ‡) bloß solche Wittwen zu verstehen seien, welche von der Gemeinde erhalten wurden und ohne amtliche Beschäftigung den übrigen Frauen durch einen frommen, bloß Gott geweihten Wandel vorleuchten sollten. Wir halten die erste Erklärung für die wahrscheinlichste. Von Anfang an war die Versorgung hülfsbedürftiger

*) wie schon der Cod. Theodos. L. 16. Tit. 2. Lex 27. voraussetzt: Nulla nisi emensis 60 annis *secundum praeceptum Apostoli* (vgl. 1 Tim. 5: 9.) ad Diaconissarum consortium transferatur. Unter den Neueren vertheidigen diese Auslegung besonders Rothe S. 243 ff. und Wieseler, Chronol. des apost. Zeitalters S. 309 f.

†) so nach dem Vorgange von Chrysostomus vor allem Mosheim in seiner Erklärung der Br. an Tim. S. 444—446. (früher dagegen in seinem Comment. de reb. Chr. a. Const. M. bezog er die Stelle auf die Diakonissen), Heidenreich und de Wette ad loc.

‡) Ap. G. S. 265 f. Aehnlich Hieronymus, Theodoret und A.

Wittwen ein wichtiger Zweig der praktischen Liebesthätigkeit der christlichen Gemeinde (vgl. Apg. 6: 1.). Auf der anderen Seite war es aber höchst wünschenswerth, diesen Stand zugleich wo möglich der Kirche dienstbar zu machen schon um der Armen selbst willen, damit sie ihr Brot mit Ehren und Freuden genießen könnten ohne gegen den Grundsatz zu verstoßen: „Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen" (2 Thess. 3: 10.). Darüber ertheilt nun Paulus 1 Tim. 5: 3 ff. die nöthigen Instructionen. Zuerst spricht er von den Wittwen überhaupt und will, daß solche von den Gemeinden erhalten werden, welche wahrhafte Wittwen, d. h. wirklich einsam und hülflos seien (wie das im griechischen Ausdruck χήρα, die Beraubte, liegt) und die zugleich ein ehrbares und frommes Leben führen im zurückgezogenen Umgang mit Gott, nicht aber solche, welche Kinder oder andere unterstützungspflichtige Verwandte haben, oder welche durch unordentlichen Wandel bereits aus dem geistlichen Leben der Gemeinde ausgetreten seien (V. 3—8.). Nun unterscheidet er V. 9 und 10. in dem Kreise jener frommen Wittwen noch einen engeren Kreis immatriculirter Wittwen und verlangt von ihnen gewisse Eigenschaften, welche am besten auf das Diakonissenamt passen. Versteht man nämlich unter καταλεγέσθω V. 9. bloß die Aufnahme in das Verzeichniß derer, die aus der Gemeindekasse unterhalten werden sollen, so widerstreitet die Beschränkung dieser Wohlthat auf diejenigen, welche über 60 Jahre alt waren und nur in Einer Ehe gelebt hatten, der Billigkeit und christlichen Barmherzigkeit, da jüngere und zwei Mal verheirathete Wittwen ebenso sehr der Unterstützung bedürftig und würdig sein konnten, so wie dem Zusammenhang, da Paulus selbst V. 14. den jüngeren Wittwen die zweite Heirath anräth, ihnen also die Aussicht auf Unterstützung im Falle eines erneuerten viduatus abschneiden würde. Auch sieht man nicht ein, wozu er V. 13. nach dieser Erklärung die Ablegung eines besonderen Gelübdes verlangt. Diese Schwierigkeit fällt weg, wenn das καταλεγέσθω auf die Wahl und Einweihung zu einem bestimmten Gemeindeamte bezogen wird. Und dafür sprechen nun auch die anderen Erforderniße zu dieser Stellung. Außer dem höheren Lebensalter, welches allgemeine Achtung und das Ausharren im Dienste sicherte,*) und der Monogamie, die auch von Bischöfen und Diakonen verlangt wird (1 Tim. 3: 2. 12.), fordert nämlich der Apostel von einer solchen Wittwe, daß sie einen unbescholtenen Ruf genieße, in der Kinderzucht erfahren sei und sich durch Gastfreundschaft, Wohlthätigkeit, überhaupt durch aufrichtige praktische Frömmigkeit ausgezeichnet habe. Diese Vorschrift schließt indeß Jungfrauen,

*) An die 60 Jahre hat sich übrigens die Kirche nicht streng gebunden; vielmehr setzte die Synode von Chalcedon das Dienstalter der Diakenissen auf das vierzigste herab.

wenn sie anders die nöthigen sittlichen Eigenschaften hatten, nicht nothwendig vom Diakonissenamte aus, obwohl sie allerdings zu manchen Verrichtungen desselben weniger geeignet waren, als erfahrene, ehrwürdige Matronen.*)

Wir schließen diesen Aufsatz mit einigen praktischen Fragen, welche sich jeder selbst beantworten mag:

1) Ist es apostolisch, wenn unsere Diakonen ihre ganze kirchliche Thätigkeit darauf beschränken, den Klingelbeutel herumzureichen und etwa noch die Besoldung für den Prediger zu collectiren?

2) Ist es apostolisch, wenn die Kirche die Armen- und Krankenpflege fast ganz dem Staate, oder den geheimen Gesellschaften überläßt?

3) Ist es apostolisch, daß das Amt der Diakonissen ganz verschwunden ist, daß die eigenthümlichen Gaben des weiblichen Geschlechts nicht auf eine regelmäßige, organische Weise für den Dienst der Gemeinde verwendet werden?

Bücherschau.

Von Hengstenberg's Commentar über die Offenbarung Johannis ist die erste Abtheilung des zweiten Bandes erschienen, welche die Auslegung von c. 12: 18 bis c. 20. enthält. Die Erklärung der zwei letzten Kapitel und die einleitenden Abhandlungen sind also noch zu erwarten. Wir werden darauf später zurückkommen.

Der unermüdliche Schriftforscher Stier hat eine Auslegung des zweiten Theils der jesajanischen Weissagungen und des Briefes Judä herausgegeben, worin er, wie gewöhnlich, das belehrende und erbauliche, praktisch anwendende Element treffend miteinander verbindet.

Meyer's kritisch-exegetisches Handbuch zum Neuen Testament, welches besonders durch philologische Genauigkeit sich auszeichnet, rückt seiner Vollendung entgegen. Die 11te Abtheilung, die Pastoralbriefe des Ap. Paulus umfassend, ist von Huther, dem Verf. eines Commentars über den Kolosserbrief, bearbeitet.

Von Neanders praktischen Erklärungen einzelner Bücher des N. T.'s sind bis jetzt drei Bändchen, nämlich über den Brief an die Philipper, den des Jakobus und den ersten Johannis erschienen.

Das bedeutendste dogmatische Werk der neusten Zeit ist Liebner's Christologie, welche der christlich speculativen Schule angehört. Vielleicht finden wir später Zeit und Raum, diese Centrallehre des Evangeliums mit Rücksicht auf die neueren Forschungen, besonders von Dorner, Lange und Liebner näher zu besprechen.

*) Manche Ausleger verstehen nach dem Vorgange des Chrysostomus auch noch unter den Frauen 1 Tim. 3: 11. Diakonissen. Allein dazu ist die Bezeichnung γυναῖκες zu unbestimmt, und der ganze Zusammenhang legt es viel näher, dabei an die Ehefrauen der Diakonen und der Bischöfe zu denken.

Von Tholucks Hebräerbrief ist die dritte gänzlich umgearbeitete Auflage unter der Presse.

Prof. Gaß hat sich an ein brach liegendes Feld, die Bearbeitung der Dogmengeschichte des griechischen Mittelalters gemacht. Der 2te Band seiner Beiträge enthält die Mystik des Nikolaus Cabasilas vom Leben in Christo.

Schneider, der Herausgeber der „deutschen Zeitschrift für christl. Wissenschaft und christl. Leben" besorgt eine neue Ausgabe der Opera omnia des h. Bernhard von Clairvaux; Theod. Otto eine neue kritische Ausgabe der Apologeten des 2ten Jahrh., wovon bisher die Werke Justin's in 2ter Aufl. mit lateinischer Uebersetzung und Noten erschienen sind.

Von Ritters ausführlicher Geschichte der Philosophie liegt nun der neunte Theil vor dem Publicum, welcher von dem Wiederaufleben der classischen Literatur bis in's 17te Jahrh. reicht. Das Werk ist natürlich schon wegen seiner relativen Vollständigkeit sehr werthvoll, ist aber zu sehr bloße Erzählung und zu wenig organisch lebendige Entwicklung der betreffenden Systeme.

Die Ausgabe der sämmlichen Werke von Franz von Baader ist bis zum elften Band vorgerückt, der den ersten Band des Nachlasses bildet und die Tagebücher von 1786—1793 nebst Anhang eines Fragments über die Kantische Philosophie enthält. Baader ist anerkanntermaaßen Einer der ernstesten, originellsten und tiefsinnigsten Denker Deutschlands, in vieler Hinsicht dem Jakob Böhme verwandt, und noch von Wenigen völlig verstanden. Nach seiner religiösen Anschauung war er Katholik, aber zugleich ein entschiedner Gegner des Papstthums. Für dießmal müssen wir uns begnügen, auf diese Ausgabe des wichtigen Nachlasses aufmerksam zu machen und dessen Empfang von der Verlagshandlung Hermann Bethmann in Leipzig nebst einer sehr gründlichen Abhandlung Hoffmanns in Würzburg über das Verhältniß Baaders zu Schelling und Hegel dankbar anzuzeigen.

Von erbaulichen Schriften haben wir durch die Verlagshandlung von Schulze in Berlin erhalten Bachmanns „Handbuch der christl. Lehre für Confirmanden und Confirmirte auf Grundlage des kleinen lutherischen Katechismus," das lutherischen Predigern beim katechet. Unterricht sehr gute Dienste leisten wird; so wie Passionspredigten von A. F. Souchon, welcher wo nicht der erste, so doch jedenfalls Einer der ersten Kanzelredner Berlins ist und besonders als evangelischer Bußprediger eine erschütternde Gewalt besitzt. Beigegeben ist dieser werthvollen Sammlung eine treffliche Predigt über das heil. Abendmahl.

Von amerikanischen Werken, welche im Jahre 1850 erschienen sind, müssen wir besonders Dr. Robinson's Greek and English Lexicon of the New Test. im Verlage der Harper in N. Y. ehrenvoll erwähnen. Dr. Robinson, der Verfasser des bekannten Werkes über Palästina, der seine Studien zum Theil in Deutschland gemacht hat, publicirte zuerst a. 1825 eine Uebersetzung von Wahls Clavis. Daraus erwuchs a. 1836 sein eigenes Gr. and Engl. Lexic., das in England dreifach nachgedruckt wurde. Von diesem Werke ist das vorliegende eine gänzlich umgearbeitete und bedeutend verbesserte Auflage, welche die neusten Fortschritte der deutschen Philologie und Exegese berücksichtigt und sich nun würdig neben die Werke von Wahl, Bretschneider und Wilke stellen kann und in Bezug auf äußere Ausstattung und Einband dieselben übertrifft. Er gehört zu den erfreulichsten Zeichen einer aufwachenden wissenschaftlichen Theologie und Schriftforschung in Amerika.

Kirchenchronik.

1. Europa.

Der deutsche Kirchentag in Stuttgart. (Fortsetzung und Schluß). — Die uns zugekommenen Berichte über diesen Kirchentag sind so ausführlich, die Gegenstände der Besprechung so mannigfaltig, die Verhandlungen so eingehend, daß wir uns schon aus Mangel an Raum auf einen summarischen Auszug des Wichtigsten beschränken müssen, dasjenige gänzlich übergehend, was, so bedeutend es auch für Deutschland sein mag, wie z. B. Hengstenbergs Referat über die neue Eidesformel, die Bedrängnisse der rheinbairischen Kirche ꝛc., doch für Amerikaner nur wenig verständlich und interessant ist. Die wichtigsten Punkte außer den bereits im letzten Hefte berührten möchten folgende sein:

1) Ein Vortrag Dr. Dorners von Bonn über das Verhalten der Geistlichen zur Politik, worin er die bekannte Stelle Röm. 13. nicht nur im Gegensatz gegen alle Revolutionen, sondern ebenso sehr gegen alle Willkührlichkeiten und Gesetzlosigkeiten treuloser Fürsten treffend auslegte und dabei ein männliches Wort zu Gunsten der abgesetzten Holsteinischen Geistlichkeit zu reden wagte, darin jedoch nur theilweisen Anklang in der Versammlung fand und von dem Präsidenten sogar unterbrochen wurde.

2) Ein ausgezeichneter Bericht des ehrwürdigen Dr. Schmid von Tübingen über eine würdigere Sonntagsfeier. Der Sonntag sei in Deutschland statt Würze und Weihe zu sein, wie früher, durch den Unglauben, durch einen falschen Evangelismus, durch Entwöhnung der Gebetsandacht, durch Lockerung der häuslichen und kirchlichen Gemeinschaft allmählig eine Pest des Volkslebens geworden. Wichern brachte einigen Streit in die Versammlung durch Berührung des Unterschieds vom jüdischen Sabbath und christlichen Sonntag. Nachdem Krummacher, Ebrard, Sander, Kapff und Andere viel über die biblische Begründung des Sonntags hin- und hergeredet, vereinigte man sich einstimmig zu dem Beschlusse, eine Adresse an die Regierungen und eine andere an das deutsche Volk über diesen wichtigen Gegenstand zu erlassen und dadurch die Abschaffung des schreienden Uebelstandes anzubahnen.

3) Eine Rede des berühmten Missionars Gützlaff, der nach zwanzigjähriger Abwesenheit in China sein deutsches Vaterland wieder besuchte, um es zu größerem Eifer für die Christianisirung Ostasiens anzufeuern und neue Arbeiter zu werben. „Ich stehe hier," so sagte er unter Anderem, „um die Versammlung für die Völker des östlichen Asiens zu begeistern, für welche seit 18 Jahrhunderten noch nichts unternommen worden ist. Nicht stehe ich hier, um Vorwürfe zu machen, denn was geschieht, muß in Liebe geschehen. Der Herr hat sich groß erwiesen, die eisernen Riegel Chinas hinwegzunehmen, so daß in neuester Zeit allen Bekennern des Evangeliums Freiheit zugesichert ist. Das ist eine Aufforderung für alle Bekenner des Christenthums. Oft habe ich in China das Evangelium vor dem Throne verkündigt, oft war ich in den größten Lebensgefahren, das war noch vor 10 Jahren, und jetzt haben sich alle jene Vorurtheile gelegt, völlige Religionsübung durch das ganze chinesische Reich ist zugesichert. Das kam von der Kraft von oben. In dieser Versammlung wage ich die Aufforderung: Vereinigt euer Flehen, daß der

Geist Gottes bei uns wohnen möge, daß die Todtengebeine Chinas Leben bekommen. Es ist eine große Aufgabe, aber durch gemeinsames Streben wird sie erfüllt werden. Betet also um diese Ausgießung des Geistes Gottes in diesen letzten Tagen, damit die Herrlichkeit des Herrn erscheine über das Chinaland. Der Erfolg ist auch in China nicht ausgeblieben. Ich stehe hier, um zu bezeugen, daß überall, wo mein Aufruf geschehen, auch Anklang gewesen ist, daß überall der Herr Seinen Segen darauf gelegt hat. Ich wünsche namentlich, daß Männer erweckt werden, welche bereit sind, Alles für den Herrn aufzuopfern und in jenen fernen Ländern das Evangelium zu verkündigen. Ich bitte die hier versammelten Geistlichen, ernstlich für den dritten Theil der Menschheit, die chinesischen Völker, einzustehen durch Gebet und Hülfeleistung. Das erste Reich, welches sich darstellt, ist das japanische mit 25 Millionen Einwohnern, wo das Heidenthum und die Macht des Satans kühn sich emporgeschwungen, ferner die Halbinsel Corea mit etwa 8 Millionen Einwohnern, die bis jetzt fast alle Berührung gemieden haben. In der Mandschurei bin ich zweimal gewesen. In der Mongolei sehen wir 15 Millionen Nomaden. Im nordwestlichen Theil Chinas ist noch nie das Wort des Lebens verkündigt worden, noch sitzen sie in tiefster Finsterniß; in Tibet ist ein Priester, der sich Gott nennt und als Potentaten des Himmels sich anbeten läßt. In den südlichen Theilen, in Cochinchina, finden wir 15 Millionen, welche in allen Fällen, wo das Evangelium ihnen verkündigt wurde, es freudig angenommen haben. Die 367 Millionen des alten Chinesenvolks stehen noch unbekehrt da und fordern durch meinen Namen die Christenhülfe. So glaube ich, daß auch hier die Einzelnen ihre Beistimmung zu den chinesischen Vereinen geben werden durch Unterzeichnung ihrer Namen, damit jene Menschenklassen das Licht des Heils sehen. Die Bekehrung dieser Nation wird einer der größten Triumphe sein, welche je die christliche Kirche gesehen."

4) Die Herausgabe eines evangelischen Volkskalenders von Prof. Piper in Berlin mit Beiträgen von den bedeutendsten Theologen Deutschlands.

5) Ein eindringender und überaus praktischer Vortrag von Dekan Kapff über die innere Mission im Gebiete der Familie, über Heirath, Ehestand, Kindererziehung, Behandlung der Dienstboten, Hausgottesdienst ꝛc. Es wurde einstimmig der Druck desselben nicht nur in dem Protokoll, sondern auch abgesondert zu allgemeiner Verbreitung beschlossen.

6) Ein ermunternder Bericht über die raschen Fortschritte der inneren Missionen in allen Theilen Deutschlands, und eine eingehende Beantwortung der Frage, wie die nöthigen Arbeiter dafür zu gewinnen seien, durch Wichern, den leitenden Genius dieses wichtigen Werkes, einen Mann von höchst liebenswürdigem Gemüth, seltener praktischer Begabung, feuriger Beredtsamkeit und der aufopferndsten Hingebung für die Rettung der verwahrlosten Klassen der Gesellschaft.

Auf Vorschlag von Kapff beschloß die Versammlung, sich am ersten Montag jeden Monats im Geiste zu vereinigen und um eine reiche Ausgießung des heil. Geistes über alle Stände zu beten.

Zum Schlusse faßte Dr. Tholuck, vom Präsidenten dazu aufgefordert, die Festeindrücke kurz zusammen. „Eine Summe aus dem," sagte er, „was wir gehört und gesehen haben, wird jetzt jeder sich selbst ziehen; der Herr gebe, daß auch der heil. Geist diese Summe für uns ziehe! Nachdem Gott eine so große Zahl der Hirten und auch der Heerde der evangelischen Kirche erweckt hat, gibt es keinen größeren Schmerz, als daß sie sich selbst wieder untereinander zerreißen. Diese brennende Wunde ist zum Theil wieder gestillt worden in diesen Tagen. Hat der

Geist des Herrn in dieser Einheit uns zusammengeführt, so wollen wir auch diese Gabe des heil. Geistes wieder mit nach Hause nehmen! Franzosen, Belgier, Schweizer, Norweger, Liefländer, Deutsche aus Nord und Süd, von verschiedenen Konfessionen, wir alle haben uns hier zusammengefunden. Einen besonderen Segen erblicke ich darin, daß sich der Norden und der Süden Deutschlands mit seiner erweckten Christenheit hier die Hände gereicht hat. Die Befürchtung, welche man voriges Jahr bei der Wahl in Wittenberg vielfach aussprach, ist in Segen umgewandelt worden. Wir haben auch auf's Neue die Noth des Vaterlandes uns vor Augen gestellt, aber hier in Württemberg haben wir auch für jede Wunde das Pflaster zur Heilung nennen gehört. Ja das werden wir Norddeutsche zu unserer Beschämung mitnehmen, wir, die wir bisher vorzüglich Anspruch gemacht haben, die Metropole der Wissenschaft und Gründlichkeit zu sein, daß in diesem Lande mehr Wissenschaft, mehr Gebet und Arbeit ist, als in jedem anderen deutschen Lande. Diese Versammlung hat dazu beigetragen, den tiefen Riß im Herzen zuzuschließen, wegen des unsäglichen Jammers, welcher schon seit zwei Jahren unser deutsches Vaterland drückt. Nun sehen wir's — unterm Kreuze Christi liegen die Friedensblumen. O so gehen wir denn hin, getröstet einigermaaßen über den Jammer der letzten Jahre! Den rechten Schluß mache aber der heil. Geist." Dann brachten noch Stadtdekan Mehl und Dekan Kapff der Versammlung im Namen Württembergs den herzlichsten Dank für die gewährte Ehre und den reichen geistigen Genuß, so wie ihre wärmsten Segenswünsche dar, worauf der Präsident passend erwiederte. Dann erscholl, wie aus Einem Munde, der köstliche Vers: „Die wir uns allhier beisammen finden;" Tholuck hielt das Schlußgebet, und mit dem Absingen des apostolischen Segenswunsches ging die Versammlung reich erquickt auseinander. Die Gesammtzahl der anwesenden Fremden betrug 2067, darunter 992 Geistliche.

Gützlaff und die chinesische Mission. — Carl Gützlaff, geboren den 8ten Juli 1803 in Pommern, zuerst Gürtler von Profession, dann auf Kosten des verstorbenen Königs von Preußen in dem Missionsinstitut des ehrwürdigen Jänicke zu Berlin und später von der holländisch reform. Missionsgesellschaft zu Rotterdam theologisch ausgebildet und von der letzteren a. 1826 als Missionär nach Java gesandt, hat nach mehr als zwanzigjähriger erfolgreicher Wirksamkeit in Hinterindien und vor allem in China sein deutsches Vaterland im verflossenen Jahre besucht, um theils neue Arbeiter für jenes große Arbeitsfeld, dem er sein Leben gewidmet, zu werben, theils überall ein lebendiges Interesse für die Christianisirung des dritten Theils der Menschheit zu wecken. Das scheint ihm auch wenigstens zum Theil gelungen zu sein. An verschiedenen Orten Deutschlands haben sich auf seine Anregung hin chinesische Vereine zur Förderung der chinesischen Mission gebildet, unter anderem auch Einer zu Berlin unter dem Vorsitze von Dr. Krummacher, der im Namen des Vorstandes einen Aufruf zur Betheiligung an diesem Werke erlassen hat. Sobald wir Muße bekommen, gedenken wir einen längeren Aufsatz über China und die chinesische Mission mit besonderer Rücksicht auf Gützlaffs Wirken daselbst für den Kirchenfreund zu liefern.

Berlin. — Die Bibliothek des sel. Neander, welche ungefähr 4000 Bände umfaßt und besonders für einen Kirchenhistoriker von unschätzbarem Werthe sein muß, ist, nach einer Anzeige in Harper's Magaz. (N. 7. S. 137.), für die Summe von $4,000 zum Verkaufe angeboten. Wir würden uns nicht wundern, wenn ein reicher puritanischer Kaufmann von Boston oder Neu-York sie ankaufte als ein Neujahrsgeschenk für das Seminar von Andover oder das Union Semin. in

Neu-York. Uebrigens haben die theologischen Studenten von Berlin bereits einen Versuch gemacht, die Summe unter sich zusammenzubringen, um diese literarischen Schätze für ihren eigenen Gebrauch zu sichern.

Hamburg. — Der allmählige Abfall der deutschen Nation vom Glauben der Väter, woraus die socialen Uebelstände der Gegenwart größtentheils zu erklären sind, erhellt unter anderem aus folgendem statistischen Bericht über die Abnahme des Kirchenbesuchs bei zunehmender Bevölkerung in Hamburg, welche wir dem „Kirchlichen Anzeiger für Berlin" Jahrg. 1850 No. 4. entnehmen:

„Im Jahre.	Geburten.	Kommunikanten.
1772.	2690.	74,829.
1802.	4330.	45,163.
1832.	4288.	28,618.
1847.	5008.	24,363.
1848.	5011.	21,611.

Dazu im Jahre 1772 unter 16 Geburten eine uneheliche, im Jahre 1848 unter fünfen eine.

Wenn also in einer Zeit von nicht 80 Jahren die Zahl derer, die das Sakrament des Altars in Ehren halten, auf den dritten Theil herabgesunken ist, während die Volkszahl sich fast verdoppelt und die Sünde des Fleisches verdreifacht hat, so liegt wohl klar am Tage, daß heut zu Tage weniger Glauben an die Verheißungen Gottes im Volke lebt, als damals, ja so wenig, daß der Rest christlichen Glaubens Gefahr läuft, von der Masse des wachsenden Unglaubens erdrückt zu werden."

2. Amerika.

Katholicismus und Protestantismus. — Während die päpstliche Bulle, welche in England eine bischöfliche Hierarchie organisirte und den gelehrten Dr. Wiseman zum Cardinal und Erzbischof von Westminster erhob, den guten John Bull in eine unglaubliche Wuth versetzt hat: erleben wir in Amerika ein nicht unähnliches Schauspiel. Dr. John Hughes hielt nämlich neulich (den 10ten Nov. '50) im frischen Dankbarkeitsgefühl über seine Erhebung von der bischöflichen zur erzbischöflichen Würde von Neu-York in der St. Patrick's Kathedrale einen Vortrag über „die Abnahme des Protestantismus und deren Ursachen," worin er die kühne Behauptung wagt, daß der Protestantismus am Bankerott sitze und sich bald in den Katholicismus auflösen werde. Das prophetische Wort des berühmten Historikers Macaulay sei seiner Erfüllung nahe: „Die katholische Kirche wird auch dann noch jung und kräftig sein, wenn in einem Tage der Zukunft der Wanderer von Neu-Seeland auf einem gebrochenen Bogen der Londoner Brücke stehen und die Ruinen der St. Pauls Kirche anschauen wird," nur mit dem Unterschiede, daß Hughes den Ruinen eine prächtige Kathedrale substituirt, in welcher zehntausend Stimmen ein feierliches Te Deum singen über die Rückkehr einer irrenden Nation zur Einheit und Gemeinschaft des katholischen Glaubens. Diese Rede hat im protestantischen Lager eine große Aufregung hervorgerufen, auf Kanzeln und in der Tagespresse, als wären unsere politischen und religiösen Freiheiten ernstlich bedroht, und in Philadelphia und Neu-York sind große Indignationsversammlungen gehalten worden, um den Erzbischof zu „kirwanisiren." Auch dieß ist ein Zeichen der Zeit. Wir müssen aber unsererseits gestehen, daß die krankhafte Fieberhitze, in welche der Protestantismus durch ein bloßes Wort des Papstes und seines

Knechtes in Neu-York versetzt wird, so wie die Vertheidigung vieler seiner vermeintlichen Vorkämpfer in England und Amerika uns für seine Zukunft weit mehr besorgt macht, als alle Argumente, welche ein Hughes oder selbst ein Dr. Wiseman gegen denselben vorgebracht hat.

Heildelberg College. — Unter diesem Namen hat die deutsch reformirte Synode von Ohio eine Hochschule in Verbindung mit einem Predigerseminar in Tiffin, O. gegründet und einstweilen drei Professoren erwählt, sämmtlich ehemalige Zöglinge der Mercersburger Anstalten. Die Lage ist sehr gut, die nächsten Aussichten versprechend, die Lehrer für ihre Stellen wohl geeignet, und wenn die Kirche freigebig genug ist, um die nöthigen Fonds beizusteuern, so läßt sich am endlichen Gelingen und an einer gesegneten Wirksamkeit dieser Institute nicht zweifeln. Wir wünschen den Brüdern, welche zur Leitung derselben berufen sind, frischen Muth, starken Glauben und feste Ausdauer unter den schweren Prüfungen, die sicherlich nicht ausbleiben werden. „Haud ignara mali, miseris succurrere disco."

Der **Pur. Recorder** von Boston scheint unseren Angriff im letzten Nov.-Heft zu fühlen und sucht sich nun in der No. vom 12ten December, statt durch Argumente, durch einen Yankee trick aus der Klemme zu helfen, der aber dießmal völlig mißrathen ist. Zuerst macht er dem „Kirchenfreund" und seinem „amiable and accomplished editor, for whom we entertain a true hoch-deutch (sic!) respect," einige Complimente, spricht hierauf von Dr. Nevin's „papistical doctrine of the real bodily presence of Christ in the elements of the Lord's Supper" (während doch jeder theologische Anfänger weiß, daß die Lehre von der wesentlichen Gegenwart Christi im Abendmahl ebenso sehr lutherisch, als römisch katholisch ist, und während selbst der oberflächliche Leser von Nevin's Schriften wissen sollte, daß er nicht eine Gegenwart in den Elementen, sondern nur mit Calvin in dem gläubigen Genusse dieses Sacramentes lehrt), erklärt sodann, daß sein neulicher roher Ausfall gegen das Mercersburg Review nichts weiter, als „harmless pleasantry" gewesen sei und beklagt sich zum Schlusse darüber, daß die Deutschen keinen „Spaß" verstehen und „keinen Sinn für das Lächerliche," dagegen einen auffallenden Mangel an praktischem common sense haben. „The Germans are hearty eaters, hearty drinkers, and even right down hearty thinkers; but — alas and alas! — they are not hearty laughers; and when they do laugh, from not understanding the science of it, they are quite sure to laugh in the wrong place, and at the wrong time." — Diese amüsante Quasi-Erwiederung ist zu charakteristisch, um nicht ein Plätzchen in unserer Kirchenchronik zu verdienen. Eines Commentars bedarf dieselbe natürlich nicht. Allerdings, boshafte Verläumdung des Nächsten und theologische Frivolität gehört nach deutschem Geschmack weit mehr in die Kategorie des Tragischen, als des Komischen, und erregt in uns bloß Gefühle entweder der Indignation, oder des Mitleids, da wir das neunte Gebot gehörig respectiren und an den alten Grundsatz glauben: Sancta sancte tractanda. Wir überlassen es gern der Entscheidung jedes unbefangenen und gebildeten Puritaners, ob hier das Lachen am rechten Platze sei. Doch gestehen wir, daß selbst der trockene Pur. Rec. uns neulich recht herzlich lachen gemacht hat, als er über die Professoren in Andover, mit denen er jetzt auch öffentlich zerfallen ist, in Zorn gerieth wegen ihrer liberalen Beurtheilung de Wette's in der letzten N. der Bibliotheca sacra. Bei dieser Gelegenheit sprach er nämlich allen Ernstes die höchst originelle Meinung aus, daß die ganze Unmasse der deutschen Literatur zusammengenommen bei weitem nicht so viel werth sei, als ein einziges puritanisches Werk, nämlich die Abhandlung von Jonathan Edwards über den Willen, und daß es viel besser wäre, wenn sämmtliche Professoren deutscher Universitäten und Gymnasien, in Zellen eingeschlossen, ein Jahr lang nichts, als dieses Buch studirten! Dann und bloß dann, so meint der Rec. (Oct. 31. '50) „there would be some hope for the moral and political regeneration of their confused, distracted, mystified and hopeless nation." — O sancta simplicitas!